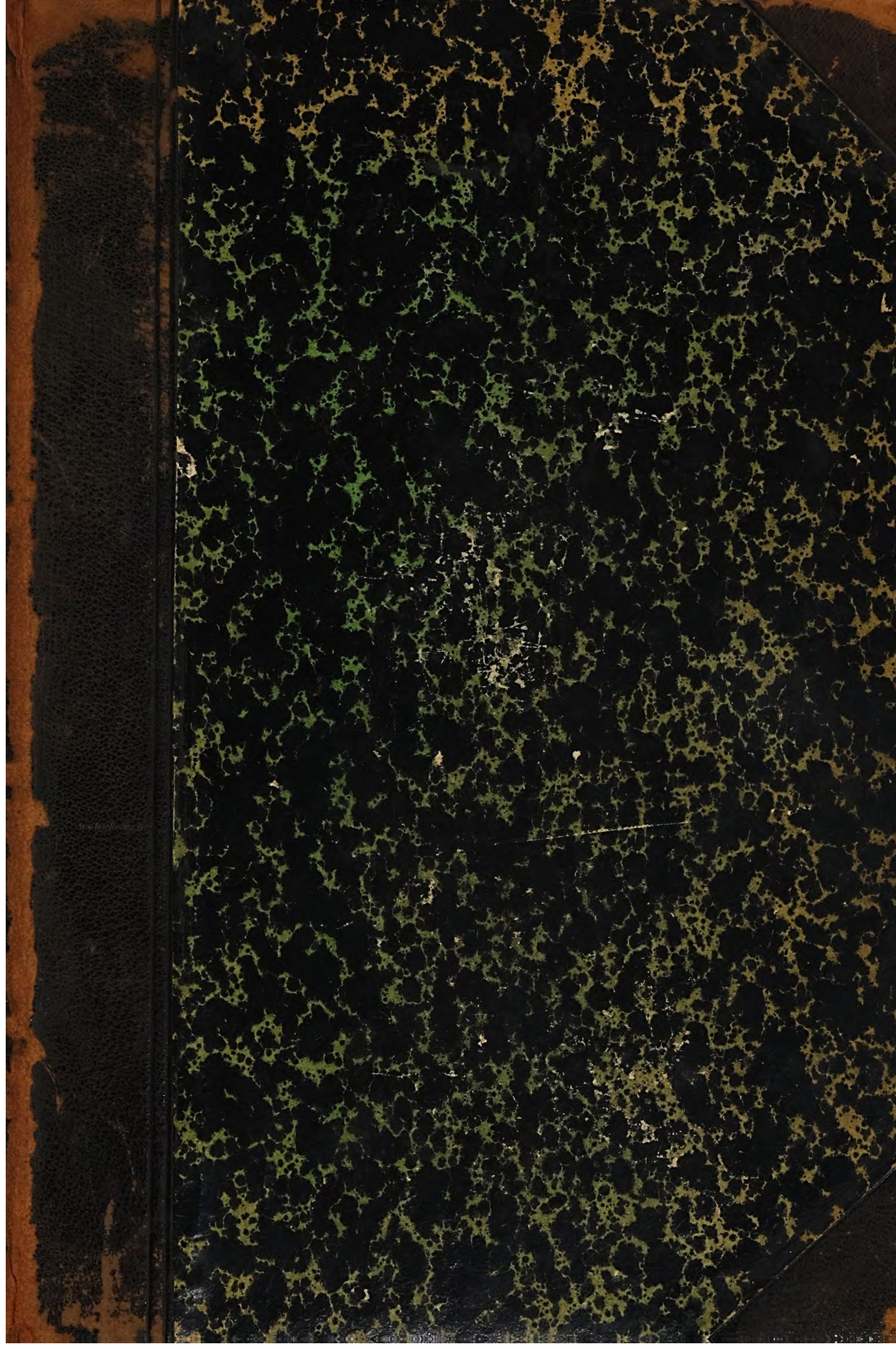




P. o. germ.

Wichert

1592 nl

Ernst Wichert



Vom alten Schlage

Roman in drei Büchern



Dritter Band



Dresden und Leipzig
Verlag von Carl Reißner
1898.

1885

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dom alten Schlage.

Dom alten Schlage.

R o m a n

in drei Büchern

von

Ernst Wichert.

Drittes Buch.



Leipzig und Dresden.

Verlag von Carl Reißner.

1898.



I.

Bernhard Weber hatte nach langem Suchen in einer kleinen Nordseestadt nicht weit von der holländischen Grenze bei einem Schiffsbauer eine Anstellung als Werkmeister erhalten, zunächst nur probeweise und gegen den geringsten Lohn.

Er war dann nach Hause geeilt, Thilde abzuholen, um deren wirthschaftliche Ausbildung die Justizräthin sich ihrem Sohne zu Liebe indessen treu bemühte. Das Verhältniß hatte sich ganz leidlich gestaltet, nachdem die liebe Frau eingesehen, daß jeder weitere Widerspruch vergeblich sein müßte. Von der Kirche, in der übrigens die Neugierigen nicht fehlten, was Thilde keine geringe Genugthuung schien, war das junge Paar gleich zur Eisenbahn gefahren. Die geringe Ausstattung, für die Bernhard aus seinen Ersparnissen gesorgt hatte, befand sich in einer vorausgeschickten Kiste.

Nicht lange darauf verließen auch Frau Ulrike Blumberg und Franziska die Stadt. Niemand kümmerte sich um sie. Vielleicht wußte Assessor Braunsfels, wohin sie sich wendeten. Jedenfalls hatte er sie auch weiter mitunter spät abends in dem kleinen Hause der Vorstadt besucht und mit Geld unterstützt.

Auf Walter Blumberg hielt seit dem traurigen Ende seines Vaters der Rechtsanwalt Storten ein festeres Auge. Seitdem ließ er in der Kneipe durchblicken, daß ihm der Dienst nicht mehr behage und seine Absicht sei, etwas selbständig zu unternehmen. Er sprach von einem Auswandererbureau oder dergleichen, wozu ein Mann mit einiger Rechtskenntniß gehöre. Er würde sich als Volksanwalt niederlassen, wolle aber seinem Chef nicht Concurrenz machen, renommirte er. Er nahm immer den Mund recht voll, um sein geschwächtes Ansehen wieder aufzurichten.

Ellens Zustand besserte sich langsam, aber stetig. Sie wurde wieder theilnehmender für das, was rund um sie vorging. Der halbstündige Besuch der Mama regte sie nicht mehr auf, und sogar die jüngeren Geschwister durften sich schon blicken lassen. Sie besprach mit Doctor Schneller eine Kur: zur Herstellung ihres früheren Körpergewichts, sagte sie lächelnd, indem sie auf ihre Hände zeigte, an denen noch die Knöchelchen nur mit Haut überspannt schienen. Es kam schon vor, daß sie, wenn sie eine Weile im Erker auf der Chaiselongue gelegen und zu der rothen Ampel hinaufgeträumt hatte, nach dem Journal auf dem kleinen Tische griff und einige Seiten las.

Besonderes Verlangen hatte Ellen nach Ruth Weber und auch nach der Justizräthin. Sie hätte so gerne von ihnen etwas über Bernhard erfahren, aber es gelang ihr nicht, sie zum Sprechen zu bringen. Einmal fragte sie Ruth gradeaus, ob er sie denn niemals grüßen lasse. Er sei nicht zu Hause, hieß es. Und ein anderes Mal sagte

sie zu der Rätthin: „Ich sehe noch häßlich aus — das Kinn so lang und die Stirn so hoch und die Wangen hohl und die Haut gelb; aber bevor er nach Berlin abreist, hoffe ich, mich doch noch vor ihm sehen lassen zu können.“

Frau Weber wagte darauf nur eine ausweichende Antwort zu geben, die Ellen doch schon sichtlich beunruhigte. Sie schien nun erst recht jedes Wort mit gespannter Aufmerksamkeit abzuwägen. Eines Tages brachte Ruth ihr eine schöne Rose und sagte, die hätte sie eben selbst geschenkt bekommen. „Von Bernhard?“ rief Ellen. Ruth schüttelte, auf diese Frage gar nicht gefaßt, den Kopf. „Nein, von Herrn Merholz. Aber ich sagte ihm gleich, daß ich sie Dir bringen wolle.“ Auf Ellen's Gesicht zeichnete sich sofort eine scharfe Röthe ab. „Ach . . . dann behalte sie nur,“ sagte sie, „ich will Dich nicht berauben.“ Und nach einer Weile nachdenklich: „Es ist sonderbar, daß er gar nicht an seine alte Freundin denkt. Er weiß doch, daß jetzt . . . Willst Du ihn grüßen?“

Ruth schwieg verlegen.

„Auch das nicht? Was habt Ihr nur? Es scheint —“

Ruth umarmte sie. „Werde doch nur erst ganz gesund,“ schmeichelte sie, „dann sprechen wir von ihm.“

Damit gab Ellen sich innerlich nicht zufrieden. Das Fieber nahm rasch wieder beängstigend zu. „Ist irgend etwas geschehen, was ich nicht wissen soll?“ fragte sie. „Ich will's wissen. Es ist tausendmal besser, man sagt mir's, als daß ich mich auf ein unmögliches Rathen lege. Gerade weil ich krank bin . . .“

Frau Weber, an welche diese Aufforderung gerichtet war, sprach mit der Commerzienrätthin, diese mit ihrem Mann. Wollte man sich nicht entschließen, Ellen mit Unwahrheiten hinzuhalten, so schien eine Vorbereitung unvermeidlich. Wer konnte dann auch die Folgen ermessen, wenn man bei der Kranken gradezu unerfüllbare Hoffnungen nährte? Greenfish fürchtete, daß seine Tochter ihm diesen Rückhalt nie verzeihen werde.

Wie man noch den Tod eines geliebten Menschen verschweigt und erst von seiner Erkrankung spricht, die zu ernstlichen Befürchtungen Anlaß gebe, so schoben nun auch die Freunde allerhand Mittheilungen vor, die noch nicht gleich den entscheidenden Punkt trafen. Der Vater hätte ein großes Vergerniß gehabt. Sein alter Magazinverwalter, den er für goldtreu gehalten . . . und so weiter bis zum Revolverchuß. Nun ließ sich daran erinnern, daß Bernhard in dem Hause sehr befreundet gewesen. Auf seine Bitte hätte die Justizrätthin Thilde Blumberg zu sich genommen. Natürlich habe Bernhard selbst nun ausziehen müssen. Er sei verreist, wolle sich einmal ein wenig in der Welt umsehen. Ellen ahnte, daß noch etwas ungesagt sei, und meisterte mit den gewaltsamsten Mitteln die quälende Unruhe. Endlich faßte Greenfish sich ein Herz. „Es ist doch eigentlich dummes Zeug, Ellen,“ leitete er seine Mittheilung nicht sehr geschickt ein, „daß ich Dir's vorenthalte, und am besten erfährst Du's durch mich, weil wir doch gute Freunde sind, hoffe ich. Du bist ja auch stets ein verständiges, fluges und tapferes Mädchen gewesen, bis Dich das so überkommen und umgeworfen hat.

Wie es möglich gewesen ist, begreife ich wohl. Es lebt manchmal etwas in uns ein anderes Leben als außer uns, und wir kämpfen um das mit unserem Herzblut, was nicht erkämpft sein will. Wenn es dann seinen eigenen Weg geht, weil es außer uns seinen eigenen selbständigen Willen hat, so bleibt uns eben nichts übrig, als es gehen zu lassen und uns zu sagen: wir verlieren nicht, was uns nie gehörte."

Sie hatte ihn ohne ein Zucken der Wimpern angehört. „Du sprichst von Bernhard?“ fragte sie.

„Von Bernhard Weber,“ antwortete er. „Kind, Kind — Du mußt gemerkt haben, wie lieb ich Dich haben wollte. Ich habe mir's so leicht vorgestellt, Deine geheimsten Wünsche zu erfüllen, ohne sie zu verrathen — ich selbst brauchte nur zu wollen, meinte ich, so wären sie schon erfüllt. Aber es ist etwas dazwischen gekommen, worüber ich keine Gewalt hatte. Bernhard war bereits — gebunden.“

Ihre Augen wurden unheimlich groß und starr. „Gebunden?“

„Ja — er war heimlich verlobt.“

Sie saß eine Weile unbeweglich, und dann sagte sie ganz leise, aber sehr bestimmt: „Mit Thilde Blumberg.“

„Du wußtest es?“

„Jetzt weiß ich's, daß ich's wußte.“

„Und er hat an ihr festgehalten trotz allem, was die Familie betroffen hat — ich glaube, deshalb grade.“

„Natürlich.“

„Du billigst seine Handlungsweise, Ellen?“

„In allem weiteren, nur nicht — in dem ersten. Da . . . versteh' ich ihn nicht.“

„Von seiner Mutter weiß ich, daß er kürzlich geheirathet und die Frau mitgenommen hat. Er wird schon rasch einsehen, wie thöricht er gewesen ist.“

„Das wollen wir ihm doch nicht wünschen, Vater,“ sagte Ellen eisig kalt. Und nach einer kleinen Weile: „Ich danke Dir. Es ist nun plötzlich alles in mir wie ein einziges Licht — so hell, daß ich die Dinge wie durchscheinend sehe. Ein Blick und — und ich bin fertig mit ihnen.“

Er streichelte ihre kalte Hand. „Du solltest Dich darum nicht grämen, Ellen —“

„Ich bitte Dich, Vater —,“ fiel sie streng ein, „überlaß mir's“ Sie legte die Hand aufs Herz. „Es ist schon vorbei.“ —

Greenfish hatte vor dieser Stunde gezittert. Nun war der Eindruck ein ganz anderer gewesen, als er befürchtete. Ellen war unter der Wucht des Schlages, der ihr Herz traf, nicht zusammengebrochen — kaum ins Wanken hatte er die zarte Gestalt gebracht. Keinen Schrei der Entrüstung stieß sie aus, keine Klage ließ sie laut werden, nicht einmal eine Thräne weinte sie. Das war freilich im ersten Augenblick! Wie würde er sie nach Stunden, nach Tagen finden?

Aber seine Befürchtung schien grundlos bleiben zu wollen. Es war, als ob Ellen sich gerade an ihrem tiefsten Leide aufrichtete. Auch mit ihm sprach sie kein Wort mehr darüber, und jeder, der ihr auch nur in mit-

leidiger Haltung begegnete, wurde mit einem strengen Blicke abgewiesen. Niemand wollte sie in ihr Innerstes schauen lassen, auch nicht Ruth und die Justizräthin. Bernhard wurde sehr klein in ihren Augen. Daß er sie nicht liebte, war verzeihlich; aber daß er sein Herz an so etwas hängte . . . Ihr Stolz, so ganz ohnmächtig gegen die leidenschaftliche Neigung, bäumte sich auf gegen das Eingeständniß der Schwäche, ihn so weit überschätzt zu haben, und riß unbarmherzig das Blüthengerank der Phantasie nieder, das an ihrem Herzen aufgeflettert war. Einen Dorn hatte sie aus dem Fleische zu reißen. Das that weh, aber der Schmerz ließ sich überwinden. Und dann — konnte die Wunde heilen.

Sie heilte zum Erstaunen schnell. Ellen schien es eine Befriedigung zu gewähren, denen, die den Sitz der Krankheit kannten, zu zeigen, wie schnell sie heilte. Von Tag zu Tag besserte sich ihr Zustand. Dem Doktor sagte sie mit heiterem Gesicht: „Es war ein toller Nervenpuß. Ich glaubte wirklich den Verstand verlieren zu müssen. Nun ist plötzlich heller Tag geworden, da ziehen alle Gespenster von selbst ab. Sparen Sie Ihre Medicinen.“ Sie verließ das Krankenzimmer, fuhr aus, ging im Garten spazieren, las, arbeitete. Und das alles anscheinend nicht, um sich gewaltsam eine Zerstreuung zu schaffen, sondern in dem wohlthuenden Gefühle der Gesundung und Kräftigung von innen her.

Nach einigen Monaten war ihr auch äußerlich nur noch wenig davon anzumerken, daß sie eine schwere Krankheit überstanden hatte. Im Herbst begleitete sie die

Mama bei ihren Visiten, im Winter besuchte sie Gesellschaften, sogar Bälle. Die Frau Stadtrath Braunsfels war voll ihres Lobes. Noch im vorigen Jahre habe ihrem Wesen etwas Unfertiges, Unreifes angehaftet; jetzt erst könne man sie eine junge Dame nennen, die ihre Stellung in der Gesellschaft begreife. Sie hoffe, daß Fräulein Ellen sich nun auch mehr mit ihrer Toni befreunden werde.

Das geschah nun freilich nicht. Keiner weniger als die Frau Stadtrath hatte eine Ahnung davon, wie viel Ellen noch immer für sich war. Sie sah nicht einmal einen Unterschied darin, wie die beiden Mädchen sie in ihrer öffentlichen Werkthätigkeit unterstützten. Und doch war Toni immer nur ein Anhängsel von ihr, ein Schaustück ihrer guten Erziehung, während Ellen nur Aufgaben zugewiesen erhalten wollte, um sie dann nach eigenem Sinne zu lösen. Sie fand nur Genugthuung darin, überall mit eigenen Augen zu sehen und Unterstützungen an die richtige Stelle zu leiten. Da traf sie immer mit der Justizräthin Weber zusammen.

Zwei Wünsche ganz privater Art hatte Frau Braunsfels, die ihr sehr am Herzen lagen. Es war nun doch ernstlich Zeit, als gute Mutter an eine passende Partie für Toni zu denken. Daß das liebe Kind auf den Gedanken kommen könnte, für sich selbst eine Wahl zu treffen oder auch nur eine Meinung zu äußern, fiel ihr nicht im Traume ein. Sie selbst dachte, sprach und handelte stets für Toni, und diese hatte sich so daran gewöhnt, die Mama für sich denken, sprechen und handeln zu lassen, daß es ihr selbst sonderbar erschienen wäre, wenn sich jetzt

das Gängelband gelockert hätte. Nun hatte sich aber die Frau Stadtrath einmal in Herrn von Emstall verliebt und war mit bestem Willen bemüht gewesen, ihrer Tochter dieselbe Neigung zu suggeriren.

Trotz allem, was in der Stadt von ihm gesprochen wurde, war Herr von Emstall ihr der Mustermann für Toni. Sie mit einem Offizier zu verheirathen, wäre ihr bedenklich erschienen. Wer konnte wissen, wie lange sie da unter ihrer Aufsicht bleiben würde? War es doch bekannt, daß die Herren sich häufige Versetzungen gefallen lassen mußten. Nun konnte aber aus ihr ohne diese Gefahr eine „Frau Lieutenant“ werden. Auch die lockende Verbindung mit einer aristokratischen Familie wurde dadurch ungefährlich, daß Herr von Emstall sich einem bürgerlichen Gewerbe gewidmet hatte. Seinen Stand veränderte er damit nicht; er übertrug ihn auf seine Frau. Und dabei konnte das Vermögen im Geschäfte bleiben! Frau Braunsfeld setzte ihre Bemühungen fort, den etwas widerwilligen Gemahl zu überzeugen, daß Herr von Emstall für das Bankhaus eine treffliche Acquisition sein würde. Endlich mit Erfolg. Der Stadtrath sprach gelegentlich mit Greenfish, mit dem Herrn Lieutenant.

Der Commerzienrath freute sich im Stillen, seinen untauglichen Volontär auf so gute Art loszuwerden, ohne seine Frau kränken zu dürfen. Herr von Emstall war mit dieser Constellation der Gestirne, die sein Schicksal bestimmten, erst recht zufrieden. Allen konnte er keinen Geschmack abgewinnen, und wenn Toni auch keine besonders anziehenden Eigenschaften besaß, so war sie doch

hübsch genug, sich an seiner Seite gut zu präsentiren, und zu unbedeutend, ihn zu geniren. Mit der künftigen Schwiegermama hoffte er fertig zu werden. Die Uebersiedelung in das Braunfels'sche Comptoir vollzog sich glatt. Das Weitere konnte nun abgewartet werden.

Nicht so leicht erfüllte sich der zweite Wunsch der Stadträthin, der diesmal zugleich der Wunsch ihres Mannes war. Auf ihren Sohn, den Assessor, hatte sie nur geringen Einfluß. Er kam ihr aber insofern entgegen, als auch für ihn jede Partie ausgeschlossen blieb, die ihm nicht bedeutendes Vermögen zuführte. Er mußte sich durch eine Heirath gewissermaßen einbringen, was ihm bei der künftigen Theilung mit der Schwester verloren ging. Nun war Ellen Greenfish, von Toni abgesehen, freilich das reichste Mädchen in der Stadt, aber doch erst nach ihres Vaters Tode und vorausgesetzt, daß seine Verhältnisse sich bis dahin nicht wesentlich änderten. Lieber wäre ihm eine reiche Erbin gewesen. Diese Erwägung trat doch zurück. Was ihn von Ellen immer wieder abschreckte, so oft er eine Annäherung versuchte, war ihre geistige Ueberlegenheit und Selbständigkeit. Er wurde das beklemmende Gefühl nicht los, daß sie auf ihn herab oder mehr noch über ihn hinwegsehe. Sie würde eine sehr „ungemüthliche“ Frau werden, meinte er. Er widersprach seiner Mutter nicht, wenn sie auf Ellen hindeutete, aber er beeilte sich auch nicht, ihren Wink zu beachten. Und wenn er doch einmal einen Anlauf nahm, mußte er sich rasch überzeugen, daß das Fräulein unzugänglicher sei als je.

Der Assessor war jetzt oft in Berlin; das Bankhaus

hatte dort eine Filiale, die hauptsächlich mit Bauunternehmern arbeitete. Ein Jurist war da an der Stelle.

Er blieb mitunter Wochen und Monate lang fort, um sich endlich zu Hause eigentlich nur noch blicken zu lassen, wenn sein Vater dringend einen mündlichen Bericht forderte. Er unterließ dann nicht, sich nach dem Befinden der Frau Commerzienrath und der Familie zu erkundigen; was er aber von seinem berliner Leben erzählte — so viel sich den Damen davon erzählen ließ — bewies Ellen, daß sein Vergnügnungsbedürfniß auf recht tiefer Stufe stand, und war nicht geeignet, ihn in ihrer Schätzung zu heben. „Wissen Sie, wen ich neulich getroffen habe?“ fragte er einmal so beiläufig. „Ach, das können Sie nicht rathen. Frau Blumberg, deren Mann sich wegen Unterschlagungen erschoss — Sie erinnern sich wohl noch — und ihre Tochter, die mit dem Apotheker Merholz verlobt war, ein sehr hübsches Mädchen. Es ist ihnen anfangs nicht gut gegangen, aber jetzt, haben sie sich schon affli—kla—klimateisirt — Wit von Jbsen — ha, ha, ha! Na, interessirt Sie natürlich wenig. Meinte nur, weil die Geschichte einmal . . . Und die jüngere hat ja den Weber geheirathet, den Sie freundlichst protegirten, gnädiges Fräulein, den braven Menschen — ha, ha, ha — Sie erinnern sich doch.“ Die Räthin blickte ängstlich zu Ellen hinüber, die aber keine Miene verzog. Nach den näheren Umständen der Familie wurde er nicht gefragt.

Das Project, seine Werst zu erweitern, hatte Greenfish zurückgestellt, aber nicht aufgegeben; und ebenso lauerte der Stadtrath nur auf ein neues Entgegenkommen, um

ihm die Annehmlichkeit seiner Bedingungen zu besserem Verständnisse zu bringen. Da ereignete sich etwas, woran beide Theile nicht gedacht hatten.

Greenfish erhielt unerwartet große Bestellungen. Es handelte sich um den Bau von eisernen Dampfbaggern nach besonderer Construction zur Aushebung eines Canals, der für größere Schiffe fahrbar eingerichtet werden sollte, und später von Schleppdampfern, die auch seefüchtig sein mußten. Der Unternehmer hatte die Fertigstellung des Canals in bestimmter Zeit zugesichert und stellte nun seinerseits verhältnißmäßig kurze Fristen unter der Bedingung hoher Conventionalstrafen für jeden Tag der verspäteten Ablieferung.

Es war bei diesem Geschäft, wenn es sich glatt abwickelte, viel zu verdienen. Das merkten auch die Werftarbeiter und warteten nur den günstigen Zeitpunkt ab, um ihre Wünsche laut werden zu lassen. Als alle Vorbereitungen getroffen und Hunderttausende in das Unternehmen gesteckt waren, traten sie mit ihren sehr dreisten Forderungen vor und drohten, da der Commerzienrath höchstens eine Lohnerhöhung um fünf statt um fünfzehn Procent bewilligen wollte, mit einem Strike.

Es kam zu den ärgerlichsten Verhandlungen, die beide Theile nur noch mehr verbitterten und doch zu einem Ausgleich nicht führten. Greenfish wußte, was für ihn auf dem Spiele stand, wollte sich aber nichts Unbilliges abtroßen lassen und blieb fest.

Eines Tages verlöschten dann wirklich die Feuer in den Oefen der Werkstätten und Gießereien, dröhnten nicht

mehr die Hämmer, freischten nicht mehr die Sägen, zischten nicht mehr die Lochmaschinen. Die wenigen Arbeiter, die treu geblieben waren, konnten nicht einmal beschäftigt werden. Sonntagsstille herrschte auf der Werft, von den Hellingen her, in denen die kaum halbbefleideten Spanten der Bagger aufragten, tönte kein Laut, in der Kesselschmiede standen die Druckwerke unbeweglich, die sonst die Nieten anplatteten, in den Gießereien hatten die eingemauerten Formstücke Zeit auszutrocknen. Der Commerzienrath war in übelster Laune und berieth mit seinen Oberbeamten, wie Abhülfe zu schaffen möglich sei. Aber es dauerte Wochen, bis durch herangezogene Arbeiter auch nur ein kleiner Theil der angefangenen Arbeiten fortgesetzt werden konnte. Die Strikenden triumphirten.

Freilich nicht lange. Nach sechs Wochen war die Kraft der meisten gebrochen. Sie beschlossen, mit zehn Procent Lohnaufschlag zufrieden zu sein und dem Herrn daraufhin den Frieden anzubieten.

Greenfish ließ nun aber den Leuten hinausfagen, er lehne alle weiteren Verhandlungen ab. Wer wieder für den früheren Lohn arbeiten wolle, möge sich melden.

Noch einmal brauste der Unmuth auf. Lieber zu Grunde gehen als sich so schmähsch auf Gnade und Ungnade ergeben! Aber nur noch vierzehn Tage glückte es den Führern, die Massen zusammenzuhalten. Erst Einzelne, dann ganze Schaaren von Verzweifelten kündigten ihnen den Gehorsam. Um die Organisation nicht zu gefährden, blieb nur übrig, den Strike für beendet zu erklären.

Greenfish war Sieger geblieben. Aber wenn nun auch

das Werk mit allem Eifer gefördert wurde, der Termin konnte nicht mehr eingehalten werden, und seine Verluste waren ungeheuer. Er mußte Braunsfels weit über dessen Zusage hinaus in Anspruch nehmen und hatte jetzt ängstlich darüber zu wachen, daß er sich ihm gegenüber seine Freiheit bewahrte. Was am schwersten wog, seine Schaffensfreudigkeit war dahin, das Vertrauen zu den Arbeitern zerstört.

Eine merkwürdige Schlassheit bemächtigte sich des früher so energischen Mannes. In seinem Hause fand er wenig Ermunterung. Das Verhältniß zu seiner Frau, die an seinen Sorgen immer wenig theilgenommen hatte und sich eigentlich nur noch um ihre vornehme Verwandtschaft bekümmerte, wurde noch kühler und förmlicher; auf die Erziehung der jüngeren Kinder hatte er keinen Einfluß. Und Ellen . . . Ja, Ellen war wieder leidlich gesund, aber wie viel fehlte, daß er das liebe Kind auch hätte für glücklich halten können? Es war, als ob sie nicht mehr zu ihm fand. Auf ihrem Gesicht stand es ihm doch geschrieben, daß sie nicht vergessen konnte, etwas Unwiderbringliches verloren zu haben. Nie wieder würde sie ihres Daseins froh werden.

Wenn er damals nicht so überflug gewesen wäre, als sie ihm ihr ganzes Herz öffnete! Was half es, jetzt darüber zu grübeln?

Aber er hatte so viele einsame Stunden.

II.

s ging nun ins dritte Jahr, seit Bernhard und Thilde die Hochzeitsreise nach ihrem neuen Bestimmungsorte angetreten hatten.

Das nicht unfreundliche Städtchen, vor vierhundert Jahren ein recht angesehenener Handelsort und in Erinnerung daran auch jetzt noch von einem mächtigen Kirchturm und dem hochgiebeligen Rathhause überragt, lag eine Viertelstunde ins Land hinein an einem Fließchen, das in eine Seebucht mündete. Dämme schützten die weiten Wiesenflächen gegen Ueberschwemmungen. Die Bucht war stark versandet, und es wurden kaum noch Mittel aufgewendet, die Rinne für die Schifffahrt freizuhalten. Zur Fluthzeit konnten jedoch Seefahrzeuge von nicht zu großem Tiefgange in den Fluß einlaufen, der in der Stadt vor der Speicherstraße ein festes Bollwerk hatte. Dort legten denn auch noch immer kleine Norweger und Holländer an, das Getreide abzuholen, das zu Rahn und durch die Eisenbahn herangebracht wurde. Eigene Schiffe vermittelten einen Küstenverkehr, der leider wenig einträglich war.

Hier hatte Herr Peter Lübben dicht vor der Stadt seinen Bauplatz. Er war nicht umfangreich und auch

nur für Holzschiffe eingerichtet. Nicht einmal für die großen. Selten stand ein kleiner Schooner auf Stapel; gewöhnlich liefen nur Rähne für den Fluß- und Canalverkehr oder zur Seefischerei taugliche Fahrzeuge ab, Prähme und Boote. Auch eine Reepschlägerei und eine Segelmacherei waren im Betriebe. Die Werstgebäude bestanden zum größten Theil aus hölzernen Schuppen. Nur das Wohnhaus des Herrn Peter Lübben, dicht am Fluß auf einer mit gärtnerischen Anlagen und farbigen Glasfugeln geschmückten Uferterrasse gelegen, war einstöckig aus Ziegeln erbaut und mit einem Thürmchen versehen. Darin befanden sich auch neben dem Comtoir die Zimmer, in denen einige Schreiber und Zeichner zu arbeiten pflegten.

Herr Peter Lübben war von Hause aus Schiffszimmermann. Er hatte einmal recht klein angefangen, dann eine schon ältliche wohlhabende Wittwe geheirathet, den Bauplatz erworben und sich durch Fleiß und Reellität im Geschäft in die Höhe gebracht. Er gehörte, obgleich er kaum richtig deutsch sprach, längst zu den Honoratioren der Stadt und bekleidete mancherlei Ehrenämter. Vor einigen Jahren war seine Frau gestorben. Obgleich er erst im Anfange der Fünfziger stand und ein kräftiger Mann war, hatte er doch bisher nicht wieder geheirathet. Man meinte, sein Ehejoch sei nicht sanft gewesen, und er wolle nun seine Freiheit genießen. Im Rathskeller war er denn auch ein häufiger Gast. Freilich nur in Vormittags- oder frühen Abendstunden. Später pflegte ihm eine weniger ehrbare Gesellschaft als die, welche er da traf, lieber zu sein. Er verkehrte dann mit Vorliebe in

Localen mit Damenbedienung, ließ da oft viel Geld und konnte so lustig werden, daß er sich mit der Alma oder Wanda duzte. Seine Freunde wußten, daß er einen guten Weinkeller im Hause hatte — hauptsächlich von schweren Sorten — und folgten seiner Einladung stets gern. Er hatte eine alte Köchin, die vortrefflich kochte, und ein blitzsauberes Mädel zum Aufwarten. Neckereien nahm er nicht übel, und der alte Capitän Wiedehold oder der Rahnrheder Paulsen, der schon die vierte Frau begraben hatte, verstanden sich darauf.

Für einen schönen Mann konnte er wahrlich nicht gelten. Er war kaum mittelgroß, hatte einen dicken Kopf und kurze Beine, niedrige Stirn, rothe Nase und breiten Mund, kurzgeschorenes Haar und einen röthlich blonden Backenbart, der unter dem Kinn zusammenlief. Aber er sah immer vergnügt aus — wenn er nicht gerade auf dem Bauplatz Mergerniß hatte, wo er dann sackgroß werden und in seinem Jähzorne wohl gar Püffe und Schläge austheilen konnte — und lachte behaglich, wobei er kurze, prustende Laute durch die Nase ausstieß. Ueberhaupt galt er für gutmüthig, auch seinen Arbeitern gegenüber, die sich allerdings manchmal ein derbes Wort aus der altgewohnten Zimmermannssprache gefallen lassen mußten, ohne ebenso erwidern zu dürfen. Man sah ihn auf dem Bauplatz immer mit den Händen in den Taschen seines alten Jaquets stehen. Wenn er nach der Stadt ging, pflegte er eine weiße lange Weste anzuziehen und eine dicke goldene Uhrkette anzuhängen, auch wohl einen Cylinderhut aufzusetzen. Am Sonntag Nachmittag fuhr er, wenn es das

Wetter irgend erlaubte, spazieren. Er besaß für sein Geschäft eigenes Fuhrwerk und hielt darauf, daß die Pferde gut gepflegt wurden, um sich im eleganten Geschirr auch vor dem hübschen leichten Wägelchen sehen lassen zu können. Es war seine Liebhaberei, selbst die Zügel zu führen. Der Kutscher trug, wenn auch nicht Livree, so doch eine silberne Tresse um den Hut.

Das war der Mann, bei welchem Bernhard Weber als Werkmeister im Dienste stand. Der Lohn blieb vorerst gering; bei dem ziemlich billigen Leben in der kleinen Stadt meinte er sich nothdürftig durchbringen zu können. Hingezogen zu Herrn Peter Lübben fühlte er sich freilich nicht. Dessen Unbildung und rohe Manier stießen ihn eher ab. Aber er würdigte auch seine guten Seiten und meinte, mit ihm ja auch nur auf dem Bauplatze verkehren zu dürfen. Auch da vermied er jede Vertraulichkeit. Für Lübben war er „ein ungemüthlicher Mensch“, aber „ein tüchtiger Kerl“. Spöttisch nannte er seinen Werkmeister, wenn er sich über seine Gemessenheit ärgerte, den „Herrn Commerzienrath“, aber zu erheblicheren Differenzen kam es zwischen ihnen nicht.

Weber hatte bei einem Gärtner vor der Stadt in dessen kleinem, alleinstehendem Hause Wohnung genommen. Er hätte sie vielleicht etwas billiger und geräumiger in den Arbeiterhäusern haben können, die ein Speculant etwas weiter hinaus auf einer Sandscholle erbaut hatte; aber er wünschte eine zu enge Gemeinschaft mit dem rohen Volke nicht und wollte auch seine ärmliche Lage nach Möglichkeit verdecken. Er gebot nur über eine niedrige, blauange-

strichene zweifenstrige Stube und eine Kammer mit halbem Fenster, in der allenfalls die Betten stehen konnten. Die Küche war nicht viel mehr als ein Kamin im Schornstein, und ein kleiner Stallabschlag draußen reichte knapp für den Wintervorrath an Holz und Kohlen. Aber das Häuschen stand mitten in einem Blumen- und Gemüsegarten, dem auch eine Laube von alten Linden nicht fehlte, unter denen er sich Bank und Tisch hatte aufschlagen dürfen. Thilde hatte aus den Fenstern eine freundliche Aussicht und konnte in der schon älteren Gärtnersfrau allezeit eine gute Rathgeberin, im Nothfall auch eine Stütze finden. Er mußte ja fast den ganzen Tag über auf dem Bauplatze sein; da war es ihm lieb, daß sein unerfahrenes Weibchen sich an jemand wenden konnte, dem er selbst Vertrauen schenken durfte.

Er hatte die nothwendigen Möbel auf Leihcontract angeschafft. Bezahlte er die Miethе eine bestimmte Zeit lang regelmäßig, so wurden sie sein Eigenthum, und er suchte die Frist abzukürzen. Es konnte in dem Stübchen recht hübsch aussehen, wenn Thilde gute Ordnung hielt, was ihr jedoch nicht immer nach seinen Wünschen gelang.

Nur mit großer Mühe gewöhnte Bernhard Thilde daran, das Mittagessen zu rechter Stunde fertig zu haben, und anfangs ging er oft hungrig oder nur durch ein Stück Brot gesättigt von neuem in die Arbeit, um die Pause einzuhalten. Dann weinte sie wohl und versprach schmeichelnd, künftig aufmerksamer zu sein, aber die guten Vorsätze waren immer bald vergessen. Sie konnte stundenlang in dem bequemen Korbstuhl am Fenster sitzen, und

ohne irgend etwas sonst zu thun auf die Blumenbeete im Garten hinausblicken, über denen die Schmetterlinge spielten und die Bienen summten. Dann vergaß sie, nach der Wanduhr zu sehen, und hörte auch ihr Schlagen nicht. Eine Arbeit vorzunehmen, die ihr die Hände beschmutzte, oder in die rußige Küche zu gehen und sich bei jedem Windstoß von oben den Rauch ins Gesicht schlagen zu lassen, kostete sie lange eine schwere Ueberwindung. Auch das Frühaufstehen war ihr eine Pein, und wenn sie vor dem Spiegel ihr schönes Haar in einem Knoten zusammensteckte, um nur rasch fertig zu werden, gestand sie sich oft seufzend, daß sie von Tag zu Tag häßlicher werde. Bernhard's Zärtlichkeiten konnten sie darüber nicht beruhigen. „Du siehst ja gar nicht mehr nach mir,“ schmolte sie.

Er hatte gemeint, alle wirtschaftlichen Angelegenheiten recht freundschaftlich mit ihr besprechen zu sollen; er hielt ihr vor, was er an Lohn einnehme und wie viel sie davon für Miethe, Brennmaterial, Nahrungsmittel, Kleidung und andere Bedürfnisse ausgeben könnten, um glatt durchzukommen. Das müsse ausreichen, so wenig es sei, denn vor Schulden wolle er sich hüten; die brächten Unruhe ins Haus und könnten ja nie mehr bezahlt werden. Sie hörte ihm wohl zu und nickte scheinbar ganz überzeugt, lernte aber nicht rechnen. Er gab ihr ein Wochengeld, das sie doch auf die sieben Tage nicht zu vertheilen verstand. Immer reichte es nicht aus, und als er einmal darüber ernstlich böse wurde, kam er bald dahinter, daß sie ihm den Ausfall verschwieg und bei der Gärtnersfrau

borgte. Das verbot er auf's strengste. „Was gebraucht wird, muß da sein,“ entschuldigte sie weinend. „Es ist gar zu langweilig, jeden Groschen zu bedenken, und ich kann auch auf dem Markte nicht handeln. Lieber einmal eine Weile von trockenem Brot leben als jeden Tag ängstlich überlegen müssen, ob das wenige nicht schon zu viel ist. Ach —! einmal gar nicht rechnen dürfen . . . Ich habe einen so schweren Kopf.“

Er hielt ihr sanft vor, daß er sie ja im voraus darauf aufmerksam gemacht habe, sie würden sich sehr einschränken müssen. Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Ja, ja, das hast Du gethan,“ rief sie, „aber man kann sich's gar nicht so denken. Ach! es ist so schrecklich schwer, arm zu sein. Und fühle nur, wie rauh schon meine Hände sind; ich werde Dich bald gar nicht mehr streicheln können.“

Darin hatte sie recht: ihre zarten Händchen, mit denen er so gern gespielt hatte, litten schwer unter der harten Arbeit, die sie nun ganz ungewohnt verrichten sollten. Die Haut sprang und die rosigen Nägelschen bekamen schwarze Ränder. Sie hatte immer Thränen in den schönen blauen Augen und klagte, wie eine Magd könne sie doch nicht gehalten werden, und dazu reiche auch ihre Kraft nicht aus, jetzt zumal . . . Das ging ihm ans Herz. „Aber wie machen wir's, Kind? Unser Etat steht fest, und wir haben keinen Ueberschuß. Andere Werksführerfrauen verdienen mit Nähen, Waschen oder Plätten für Fremde noch etwas hinzu. Das will ich von Dir nicht verlangen. Aber . . . Ja, wie machen wir's,

Kind?" Sie wußte keinen Rath zu geben. Da fand er denn heraus, daß wohl eine Aufwärterin bezahlt werden könne, wenn er sich das Rauchen abgewöhnte und ein Fachjournal nicht mehr hielte, ohne das er gemeint hatte gar nicht bestehen zu können. Und er gewöhnte sich das Rauchen ab und verzichtete auf das Journal. Thilde merkte kaum, welches Opfer er ihr brachte. Nun kam täglich die Tochter eines Arbeiters und besorgte die schwereren häuslichen Geschäfte. Thilde konnte wieder besser ihre Hände schonen.

Längere Zeit hatte jede Verbindung mit Frau Blumberg aufgehört. Dann kamen Briefe aus Berlin mit recht unerfreulichen Nachrichten. Sie sei bemüht gewesen, sich durch Zimmervermiethen eine Einnahme zu schaffen. Aber die Wohnungen in den besseren Stadtvierteln wären so theuer, und die meisten Chambregarnisten bezahlten so schlecht! Sie habe schon mehrmals das Quartier wechseln müssen und sei sogar ausgepfändet worden. Wenn man nicht etwas Capital in der Hand habe, sei es eine rechte Quälerei, überhaupt mit nichts sich ehrlich durchzubringen! Ob ihr Bernhard nicht durch die Justizräthin Geld von guten Freunden verschaffen könnte? Es solle gut verzinst werden. Diese Zumuthung fand Bernhard ganz unsinnig. Da er seine Meinung vielleicht etwas zu deutlich sagte, kam es zu einem Streit zwischen den Eheleuten. „Meine Mutter kann sich freilich nicht vorstellen," sagte Thilde, „wie kläglich es bei uns steht und daß ich selbst nicht einmal über zehn Mark gebiete." Ihre Antwort durfte Bernhard garnicht lesen. Dann war Frau Blumberg eine

Weile aus Berlin anscheinend ganz verschwunden. Später meldete ein Brief, die Aussichten seien nun besser. Es wäre Thorheit, so etwas im Kleinen anzufangen. Man müsse mit den reichen Leuten rechnen, deren zum Glück in Berlin viele seien. Sie mache jetzt ein großes Haus und lebe ganz vornehm, deshalb habe sie auch gute Rundschau. „Wo viel ist, kommt viel hin,“ fügte sie etwas mystisch hinzu. Fränze, die sich schon sehr berlinisirt habe, lasse grüßen.

Dieser Brief gefiel Bernhard gar nicht. Das „größere Unternehmen“ auf solcher Grundlage war ihm höchst verdächtig. Was sollte man sich dabei denken? Er regte sich so auf, daß er von „Schwindel“ sprach und Thilde bat, lieber den brieflichen Verkehr ganz einzustellen. Das nahm sie sehr übel. „Meine Mama ist wohl auch eine Frau, die schwindelt!“ rief sie. „Weil sie klug die Umstände zu benutzen weiß und sich aus ihrer traurigen Lage geschickt in die Höhe bringt — das solltest Du ihr doch nicht vorwerfen. Aber nach Deinem Sinne würde sie sich besser als Wirthschafterin oder Köchin vermiethet haben. Und auch Fränze hätte in den Dienst gehen sollen.“

„Das hätte keinem zur Unehre gereicht,“ antwortete er. „Ich denke, Du hast selbst früher Dich bitter über die unordentliche Wirthschaft im Elternhause beklagt, als ich selbst noch nicht einmal dahinter schauen konnte. Das vergiß nicht, Thildchen.“

„Ja,“ sagte Thilde eifrig, „in meinem kindischen Verstande ist mir's so erschienen, und ich habe den Mund nicht gehütet. Aber jetzt hab' ich längst eingesehen, daß

die Mutter doch gar nicht anders konnte und es mit uns Kindern sehr gut gemeint hat. Sie hat uns freilich auf etwas Anderes erzogen und kann nichts dafür, wenn hinterher die Dinge nicht so gekommen sind."

Das kränkte Bernhard, weil es doch vornehmlich gegen ihn geredet war. Aber er nahm Rücksicht auf ihren Zustand und hoffte sie nach und nach zu seinen Grundsätzen erziehen und ganz für sich gewinnen zu können. Würde sie doch einsehen, daß er sie sehr lieb hätte, und durfte er doch auch von ihrer tiefen Neigung überzeugt sein. Was sie da so heraussprach, gab ihr der Verdruß über die mancherlei Entbehrungen ein, die sie sich auflegen sollte und mußte; wohlbedacht war es sicher nicht und wollte auch nicht auf die Goldwaage gelegt sein.

Nicht lange darauf fand Bernhard zufällig auf dem Nähtisch seiner Frau ein Couvert, dessen Aufschrift wieder von der Hand seiner Schwiegermutter herrührte. „Die Mama hat geschrieben?“ fragte er. Sie bejahte, gab ihm aber nicht den Brief. Sie trug ihn in der Tasche mit sich herum, offenbar damit er ihn nicht lesen sollte. „Es scheint in dem Briefe etwas zu stehen, das ich nicht wissen soll,“ bemerkte er, ohne auf die Herausgabe weiter zu dringen.

„Du ärgerst Dich ja doch über das Unschuldigste, was von da kommt,“ entgegnete sie.

„Thu doch, was Du verantworten kannst,“ sagte er achselzuckend. „Daß ich ehrlich meine Meinung sage, sollte meine Frau wohl in der Ordnung finden.“

Nach einer Weile zog sie dann doch das Blatt vor.

„Lies nur,“ sagte sie, „Du denkst Dir sonst wer weiß was zusammen. Die Mama bittet zwar am Schlusse, ich möchte Dir lieber den Brief nicht zeigen, aber das geschah wohl nur, weil ich ihr schrieb, Du hättest so wunderliche Bedenken.“

„Das hättest Du nicht schreiben sollen, lieber Schatz,“ verwies er. „Was ich da mit Dir bespreche, ist nur für Dich bestimmt. Du willst doch nicht, daß es scheinen soll, als ob wir uneinig wären.“

„Wir sind aber doch verschiedener Ansicht.“

Er deutete auf den Brief und sah sie forschend an. „Auch jetzt noch, Thilde?“

Sie schwieg und setzte den Mund auf.

Bernhard öffnete das Blatt und las den Inhalt. Das schien ihm nun Pflicht zu sein.

Aus dem Anfange ging hervor, daß Thilde sich über ihr kümmerliches Loos beklagt hatte. Er hielt einen Vorwurf darüber nicht zurück. „Aber sie ist doch meine Mutter,“ sagte sie, „und ich habe gar nicht übertrieben.“

Weiter folgte eine Schilderung der glänzenden Verhältnisse, in denen sie und Fränze sich jetzt befänden. Sie hätten einen reizend ausgestatteten Salon, in dem sie abends vornehme Gäste zu empfangen pflegten. Der eine führe den anderen ein, wie sich das so ganz von selbst mache. Oft werde gespielt, manchmal auch getanzt. Sie selbst habe nur die Honneurs zu machen, sonst aber für nichts zu sorgen. „Die reichen Leute wollen natürlich von einer armen Wittwe nichts umsonst haben, und ob sie ihr

Geld da oder dort lassen, ist ihnen sehr gleichgültig. Sie revanchiren sich aber auf die honnetteste Weise."

Dann wurde die Mittheilung angefügt, daß Assessor Braunfels jetzt gewöhnlich in Berlin sei. Er gehöre zu ihren regelmäßigen Gästen. Und dann hieß es: „Ihm vornehmlich haben wir diesen Aufschwung zu danken. Und denke Dir nur, er läßt Franziska zur Schauspielerin ausbilden und wird ihr die Garderobe beschaffen. Ist das nicht nobel?"

Als Bernhard diese Sätze gelesen hatte, warf er das Blatt auf den Tisch und legte die Faust darauf. „Da haben wir's schwarz auf weiß," rief er ingrimmig, „so also hängt das zusammen!"

Hilde hatte eine Näharbeit vorgenommen. „Ich wußte es ja, daß Du Dich wieder ärgern würdest," sagte sie, die Nadel langsam einsteckend und ausziehend.

„Aber das ist doch zu toll!"

„Was?"

„Das mit Franziska."

„Ja, glaubst Du denn, daß sie kein Talent hat?"

Er schlug die Hände zusammen. „Kein Talent —?"

„Aber es kann doch sein, daß sie damit ihr Glück macht."

Er lachte auf. „Von Assessor Braunfels protegirt —!"

„Warum nicht? Fränze hat ihm schon immer gefallen, und er kann seinen Reichthum ja gar nicht besser anwenden. Sie ist gewiß sehr talentvoll, was man auch sonst über sie sagen mag."

„Thilde — Thilde!“ rief er außer sich. „Willst Du denn blind sein?“

Sie fing an zu weinen. „Aber ich weiß doch nicht mehr, als was Mama schreibt. Und Du auch nicht.“

„Das thut Braunsfels wohl umsonst?“

„Ja, Du wirst doch nicht glauben, daß Fränze . . .“

Er setzte sich zu ihr, umfaßte sie und sprach eifrig in sie hinein. Er meinte jetzt kein Blatt vor den Mund nehmen zu dürfen. Dieser Brief müsse ihr doch die Augen öffnen! Man brauche nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen, um zu wissen, was da vorgehe. Nondern könne man daran freilich nichts. Das Verderben werde unaufhaltjam fortschreiten. Aber sie selbst solle es nicht miterfassen. Jetzt verlange er von der Frau, die ihn liebe, daß sie jeden Verkehr abbreche. Vielleicht werde eine so entschiedene Stellungnahme auf ihre Mutter Eindruck machen und sie noch im letzten Augenblicke zur Besinnung bringen. Er selbst werde ihr schreiben und sie nicht im Zweifel darüber lassen, von wem diese Absage ausgehe.

Wenn Thilde gegen sich nur ein wenig ehrlich sein wollte, mußte sie sich eingestehen, daß der Brief auch sie erschreckt hatte. Sie kannte ihre Mutter und Schwester zu gut, um gewissenhaft ihre Vertheidigung übernehmen zu können. Sie traute sich nicht die Festigkeit zu, ganz nur bei Bernhard ihre Stütze zu suchen, der ihr so schwere Pflichten auflegte. Freilich stimmte sie ihm auch jetzt nicht zu. Aber sie widersprach ebenso wenig, um ihn nicht zu erzürnen.

Damit mußte er sich begnügen. Es befriedigte ihn

nicht, er hätte so gern in Uebereinstimmung mit seiner Frau gehandelt; und doch sah er auch wieder ein, daß ihr die Menschen, von denen sie sich trennen sollte, näher standen als ihm, und daß Nachsicht geboten sei. Der Brief an Frau Blumberg kostete ihm viel Kopfzerbrechen, er wollte mit Entschiedenheit jede Brücke abbrechen und doch nicht beleidigen. Während er schrieb, überzeugte er sich davon, daß er nicht einmal alles frei heraus sagen dürfe, was er doch für gewiß hielt. Er betonte, daß er seine Thilde, die eine einfache Arbeiterfrau sei, nicht durch die Schilderung üppigen Wohllebens der Ahrigen beunruhigt zu sehen wünsche. Das, meinte er, könnte ihm nicht verargt werden.

Er ließ Thilde den Brief lesen. Sie nickte nur, als sie ihn zurückgab.

Die erwartete Wirkung schien er zu haben. Bernhard wußte nicht, daß Thilde seinem Brief einen von ihr geschriebenen nachgeschickt hatte.

III.

Heber das Töchterchen, das sein schönes Weib ihm schenkte, war Bernhard erfreut wie über nichts vorher in seinem ganzen Leben.

Er ging zu Herrn Peter Lübben, meldete ihm, daß bei ihm ein kleines Mädel eingetroffen sei, und fügte hinzu, daß er nun um einen billigen Lohnaufschlag bitten müsse. Werde er ihm verweigert, so bleibe ihm nichts übrig, als sich nach einer anderen Arbeitsstelle umzusehen, die ihm ermögliche, Mutter und Kind zu ernähren. Der Chef wußte schon zu gut, was er an ihm hatte, und machte keine Schwierigkeit.

Es war ein so zierliches, feines und rosiges Dingelchen schon nach wenigen Tagen und hatte gefräufeltes blondes Haar. Er hätte am liebsten gar nicht in die Arbeit gehen und nur immer an dem Korbwägelchen sitzen mögen, das zur Wiege bestimmt war. Das kleine Mädchen benahm sich so artig, schlief viel und schrie wenig. Nachts, wenn es nur einen Mucklaut vernehmen ließ, war er gleich auf. Es gedieh anfangs auch gut, bis nach einigen Monaten der jungen Mutter die Nahrung ausging. Wenigstens behauptete Thilde, daß sie nicht mehr nähren könne. Er

machte ihr sanfte Vorstellungen, aber sie antwortete zuletzt ärgerlich: „Du denkst immer nur an das Kind und nicht an mich.“

Da mußte denn nun die Flasche gegeben werden, eine mühsame Arbeit, zu der mehr Aufmerksamkeit gehörte, als Thilde aufwenden wollte. Bald zeigte sich die Veränderung. Die Kleine fiel ab, wurde sehr unruhig, hatte offenbar Schmerzen. In der Nacht mußte stundenlang der Wagen hin und hergefahren werden, weil der Schlaf ausblieb. „Laß sie doch schreien,“ meinte Thilde, „das soll den kleinen Kindern gut sein.“

Aber Bernhard selbst konnte nicht schlafen und mußte am Morgen früh in die Arbeit. Ihm that das arme liebe Geschöpfchen auch gar zu leid. Er paßte auf und kam bald dahinter, daß die Milch nicht gut gehalten, die Flasche nicht gehörig gereinigt, der Pfropfen nicht ins Wasser gelegt wurde. Er konnte Thilde sehr ernstliche Vorwürfe nicht ersparen, revidirte mittags und abends. Das war ihr sehr lästig, aber der günstige Erfolg zeigte sich sogleich. „Du verlangst von mir ganz Unvernünftiges,“ schmolte sie. „Ich soll doch auch die Wirthschaft besorgen — wie kann ich mich da so viel mit dem Kinde beschäftigen? Halte ihm doch eine Wärterin, dann wird alles gut sein.“ Er stellte ihr die Unerreichbarkeit einer solchen Ausgabe vor. Andere Frauen wüßten sich einzurichten und würden auch mit mehr als einem Kinde fertig. „Ach,“ entgegnete sie trotzig, „ich bin nicht so stark. Aber ich weiß es ja schon längst, Du hast das Kind lieber als Deine Frau.“

Er hätte ihr antworten können: „Nein, Du liebst das Kind nicht.“ Aber er hielt an sich, so bekümmert er war. Wirklich war Thilde keine zärtliche Mutter. Sie hatte sich's in den Kopf gesetzt gehabt, daß sie ein Söhnchen haben müsse, und war gleich schwer enttäuscht gewesen. Bernhard's Freude über das kleine Fräulein — ihm war das Kind alles — hatte sie nicht versöhnlicher gestimmt. Seine ganze freie Zeit widmete er der kleinen Käthe. Er war's, dem sie zuerst zulächelte, dessen Stimme sie zuerst erkannte. Darauf bildete er sich viel ein.

Den beiden Müttern war die Geburt des Kindes angezeigt worden. Die Justizräthin schrieb einen sehr lieben Brief, Frau Blumberg schickte ein ansehnliches Geldgeschenk. „Das darf ich nicht abweisen,“ sagte Bernhard, „aber es soll gleich auf die Sparkasse.“ Damit war Thilde gar nicht einverstanden. „Es soll uns ja doch erleichtern,“ meinte sie. Er blieb jedoch fest.

Als die kleine Käthe etwa ein Jahr alt war, fand das übliche Waldfest zur Geburtstagsfeier des Herrn Peter Lübben statt. Er pflegte dazu seine sämtlichen Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern einzuladen und sie mit Bier, Milch und belegten Butterstullen zu bewirthen. Er selbst machte sich dann einmal ganz nach Herzenslust mit den Leuten „gemein“, trank sich einen Rausch an, tanzte mit, so lange ihn die Beine tragen wollten, und wurde von den jungen Mädchen und Frauen, die gefällig mit sich „späßen“ ließen, mit Laub bekränzt. Weber hatte im ersten Jahre seiner Frau wegen eine Ausrede gehabt, konnte aber diesmal nicht ausweichen, was ihm auch

Thilde gar nicht verziehen hätte. Sie beklagte sich so schon darüber, daß sie gar kein Vergnügen hätte und immer „zu Hause hocken“ müßte. Nun hatte sie einmal wieder nach langer Zeit ihre Locken eingelegt und das blauweißgestreifte Kleid ausgeplättet, das sie in die Ehe mitbrachte. Sie sah wunderhübsch aus und machte rechtes Aussehen. Bernhard hatte darauf bestanden, daß das Kind mitgenommen würde, und schob selbst das Wägelchen. Thilde hatte davon nichts wissen wollen und ließ ihm nun auch die Sorge dafür. „Heute will ich mich amüsiren,“ sagte sie, „es wird mir selten so gut.“ Die schöne Frau hatte keine Ursache, sich über Vernachlässigung zu beklagen. Daß das Geburtstagskind selbst sie in jeder Weise auszeichnete, durfte ihrer Eitelkeit schmeicheln. Es war ihr lieb, von Bernhard nicht zu scharf beobachtet zu werden.

Seitdem zeigte sie sich wieder öfters, mindestens an den Sonntagen, in ihrem Lockenschmucke, den Herr Peter Lübben bewundert hatte. Bernhard sprach unvorsichtig das Bedenken aus, ob sie nicht damit viel Zeit verschwende. „Für Dich brauche ich ja auch nicht mehr hübsch zu sein,“ entgegnete sie mit Schärfe, „Du siehst mich kaum an. Aber es giebt noch andere Leute auf der Welt.“

„Was kümmern die Dich?“ schalt er. „Du solltest froh sein, bei mir gar keine Toilettenkünste nöthig zu haben. Uebrigens —“ setzte er lachend hinzu — „ich wünschte, Dich für mich wie eine Prinzessin auspuken und Dir zehn Rosen halten zu können, Märchen — aber warum hast Du Dir einen so armen Teufel zum Mann genommen?“ Es war ihm doch wenig spaßhaft zu Muth.

Thilde verheimlichte ihm, daß sie mit ihrer Mutter correspondirte, sie wollte nicht in die Verlegenheit kommen, ihm die Briefe zeigen zu müssen, die oft auch einen Fünfmarkschein als Einlage enthielten. Dafür kaufte sie dann, was ihr gefiel, und brauchte über die Ausgabe keine Rechenschaft zu geben. Einmal fing Bernhard aber den Postboten ab und nöthigte ihn, den Brief, den er eiligst verstecken wollte, in seiner Gegenwart abzugeben. Es kam darauf zu einem sehr erregten Austritte zwischen den Eheleuten. „Der Mann weiß also, daß Du Briefe empfängst, von denen ich nichts erfahren soll,“ äußerte Bernhard empört. „Wie konntest Du mir das anthun?“

„Es ist Deine Schuld,“ antwortete sie, „Du wolltest ja nicht, daß meine Mutter mir schreibt.“

„Und deshalb geschieht's hinter meinem Rücken! Ich denke, ich hatte den besten Grund, diese Verbindung gelöst zu wünschen.“

„Ach! Du weißt gar nicht, wie gut Mama ist.“ Sie riß den Brief auf. „Sieh, da schickt sie mir wieder etwas —“

„Wieder?“ schrieb er auf. Er entzog ihrer Hand den Schein und zerfetzte ihn. „Du hast auch sonst schon von dem Sündengelde genommen?“

„Was nennst Du Sündengeld?“ fuhr sie ihn an, ganz gegen ihre Gewohnheit heftig. „Weißt Du, wie es verdient ist? Ich leide nicht, daß Du meine Mutter schmähst. Ein für alle Mal — ich leide das nicht!“

„Und ein für alle Mal, ich leide nicht, daß meine Frau ohne mein Wissen Geld oder Briefe empfängt —“

von wem es auch sei," gab er streng zurück. „Wiederholt sich das, so ist mein Vertrauen zu Dir für immer hin — so zwingst Du mich zu Maßregeln, die uns einander für alle Zeit entfremden müssen.“

Da Thilde seine sonst so gütigen Augen zornig auf sich gerichtet sah und aus dem Tone seiner Stimme erkannte, wie tief ihm der Verdruß ging, hielt sie es für gerathen, andere Saiten aufzuziehen. Sie regte sich nicht gern auf, und diesmal stand ein schwerer Kampf in Aussicht, wenn sie nicht eiligst nachgab. Ihre natürliche Feigheit mahnte davon ab. Sie legte sich also wieder aufs Weinen, versicherte, daß sie sich „ja gar nichts dabei gedacht habe, von der eigenen Mutter eine Kleinigkeit Geld anzunehmen,“ umschlang ihn und küßte ihn so lange, bis er lachte und ihr wieder gut zu sein versprach. Dieses Mittel hatte ihr schon so oft zum Siege verholfen. Um ihn ganz zu besänftigen, setzte sie sich ihm auf den Schooß und erzählte ihm, daß sie das Geld von der Mutter immer für die kleine Käthe verwandt habe — zu besserer Milch und Biscuits und einem Rößchen — es sei auch nicht so viel gewesen, wie er wohl denke. Zuletzt nahm sie das kleine Mädchen aus dem Wagen, das gleich die runden Nermchen nach ihm ausstreckte, und sagte: „Weißt Du, die Gärtnersfrau behauptet steif und fest, die Käthe sei Dir wie aus den Augen geschnitten — nur mein blondes Haar habe sie vorläufig. Da siehst Du, wie ich immer an Dich gedacht habe.“

„Und an Deine Locken,“ scherzte er.

Es war wieder alles gut.

An einem Abende fand Bernhard sie bei der Heimkehr vom Schiffsbauplatze schlafend. Es war noch heller Tag, und er wunderte sich deshalb darüber. „Bist Du unwohl, Kind?“ fragte er, als sie sich ermuntert hatte.

„Ach nein!“ antwortete sie. „Aber es ist so entsetzlich langweilig.“

„Langweilig? Du hast wohl nicht genug zu thun, Schatz?“

„Ach ja wohl!“ sagte sie gähnend, „es ginge schon. Aber immer dasselbe — immer dasselbe. Es ist entsetzlich langweilig.“

„Wer in unserer Lage und an dem kleinen Ort hat denn mehr Abwechslung? Jeder betreibt sein Geschäft.“ Er umfaßte sie. „Aber komm, Liebchen, ich geh’ mit Dir spazieren, so müde ich bin. Wir können uns auch in irgend einer Wirthschaft ein Glas Bier gestatten. Herr Lübben hat mir heute aus freien Stücken wieder etwas Lohn zugelegt und beschäftigt mich jetzt auch mitunter als Zeichner. Wie ich Dich sonst amüsiren soll, weiß ich wirklich nicht.“

„Nein, laß nur!“ erwiderte sie, „ich bin gewiß noch müder als Du. Ja, wenn man anspannen lassen könnte —!“

„Die goldene Kutsche — aha!“ Es fiel ihm das so von der goldenen Kutsche wieder ein.

Thilde sah ihn prüfend an, wie er’s meinte. Da er aber ein ganz freundliches, nur ein wenig verschmitztes Gesicht zeigte, antwortete sie: „Es könnte auch allenfalls

eine von Silber sein, ich bin bescheiden. Aber zum Vergnügen zu Fuß gehen — puh!“

„Ich will Dir etwas vorlesen.“

„Ach —! Deine Bücher sind alle auch so langweilig. Gestern kam ein Mann mit einer großen ledernen Tasche und bot einen Roman mit sehr interessantem Titel an. Eigentlich waren es zwei Titel, aber ich habe sie schon vergessen. Jede Lieferung sollte nur 25 Pfennig kosten. Man muß sich aber auf das Ganze verpflichten, und da wußte ich doch nicht . . .“

Er seufzte. „Auf so etwas hast Du nun Appetit, und meine Bücher sind Dir langweilig. Alles ist Dir langweilig, was etwas geistige Anstrengung fordert.“

„Ich bin nun so.“ — Sie hob den Kopf und blinzelte ihn an. „Weißt Du, ich könnte einmal aus purer langer Weile etwas recht Dummes angeben. Ich bin ganz ehrlich.“

„Aber Kind,“ rief er lachend, „was sollte das wohl sein?“

„Wie kann ich denn das wissen?“ fragte sie zurück. „Aber ich stehe für nichts gut. Wenn man seinen Mann so wenig hat —“

„Du bist ungerecht, Thilde.“

„Ich werfe Dir ja nichts vor. Du kannst nicht anders. Aber es ist doch so. Du hast keine Zeit, Dich zu langweilen. Ich aber —! Es kommt von außen so gar nichts. Was fängt man mit sich selbst an? Neulich zankte ich mit der Wirthin, um nur ein bißchen was anderes zu haben.“

„Na, höre mal —“

„Ach, die Frau ist ja so verständig! — Nun ist aber, damit ich schlafen gehen kann.“

„Schon?“

„Wenn man schläft, langweilt man sich wenigstens nicht.“

Er schwieg, aber seine Gedanken waren recht unfroh.

IV.

Eines Tages, als Bernhard zum Mittagessen nach Hause kam, eilte Thilde ihm vor die Thür entgegen. Offenbar hatte sie ihn draußen abzufangen gesucht. Sie hatte ein ganz rothes Gesicht und einen scheuen Blick. „Rathe einmal, wer hier ist,“ sagte sie mit gezwungenem Lächeln.

„Wie kann ich das rathen?“ antwortete er.

„Ein ganz unerwarteter Gast.“

„Nun?“

„Aber Du darfst nicht böse sein, wenn ich's sage.“

„Sag's nur.“

„Meine Mutter.“

„Deine —!“ Das war ihm wie ein Schlag gegen die Stirn. Er nahm sich aber zusammen und bemerkte nur: „In der That unerwartet. Was führt sie her?“

„Ach nichts. Sie will mich einmal sehen — und die Kleine.“

„So, so. Ist Fränze mit?“

„Nein!“

„Und wann fährt sie wieder ab?“

„Das hab' ich sie doch nicht fragen können! Ich hoffe, sie bleibt recht lange bei uns.“

„Bei uns? Wie wäre denn das möglich?“

„Ich habe mich schon bei der Gärtnerfrau erkundigt, ob sie uns nicht noch einen Raum zur Verfügung stellen kann. Es wird sich wohl einrichten lassen. Auch ein Bett will sie hergeben — darin sollst Du dann schlafen.“

„Ich —?“

„Nun, ich dachte mir's so am bequemsten für alle Theile, wenn Mama bei mir in der Kammer schläft.“

„Daraus wird nichts,“ entschied er. „Es kann sich doch auch höchstens um eine Nacht handeln.“

„Weshalb?“

Er antwortete darauf nicht, sondern ging auf die Thür zu.

Thilde folgte ihm und legte die Hand auf seine Schulter. „Sei hübsch liebenswürdig, Bernhardchen — hörst Du?“ bat sie.

Er begrüßte seine Schwiegermutter, die Räthchen auf dem Arme hatte, etwas gemessen kühl, aber nicht unfreundlich. Das Kind hatte sich damit vergnügt, die funkelnden Steine einer Brosche mit den kleinen Fingerchen zu betasten; wie es den Papa bemerkte, strebte es von der fremden Frau ab zu ihm. Daran knüpfte dann die erste Unterhaltung an. „Ja, der Papa!“ sagte Thilde, „der ist ihr alles. Von mir will sie gar nichts wissen.“

„Weil sie ihn seltener sieht,“ meinte Frau Blumberg.

„Na . . . Er verwöhnt sie furchtbar.“

Die Großmama zeigte der Kleinen die goldene Uhr,

öffnete auch eine Düte mit Süßigkeiten, die vorher gute Stimmung gemacht hatte, aber Käthchen legte sich über die Schulter des Papas und versteckte sich hinter dessen Kopf. „So sind die Mädels,“ scherzte Frau Blumberg, „immer nur mit den Herren wollen sie's zu thun haben.“

Bernhard sah nun, daß sie ein seidenes Kleid mit dunkelfarbigen Puffärmeln von geripptem Sammet anhatte und eine neumodische Frisur trug, die sich ihrem Gesicht gut anpaßte. Sie schien sich in der Zwischenzeit noch verschönt zu haben, vielleicht auch sonst mit Hülfe von Kunstmitteln, die jedoch nicht merklich wurden. Das Kleid saß der imposanten Gestalt wie angegossen. Die Hände waren gepflegt und mit Ringen besteckt, jedoch durchaus nicht prächtig. Sie hatte die Haltung einer vornehmen Dame und nur in den Augen ein zu unruhiges Funkeln, als hätte sie sich daran gewöhnt, sie überall haben zu müssen.

Man setzte sich bald an den Tisch. Es wurde nur über das Allgemeinste gesprochen: die Eisenbahnfahrt, die Reisegesellschaft, das Wetter, Berlin. Bernhard mußte dann auch rasch wieder in den Dienst. Thilde vermied es, mit ihm auch nur eine Minute allein zu sein.

Abends aber ergriff Frau Blumberg die nächste Gelegenheit, das Gespräch auf den Gegenstand zu lenken, der ihr von besonderer Wichtigkeit war. „Sie haben sich mir gegenüber sehr sonderbar gestellt, lieber Bernhard,“ begann sie in ganz ruhigem Ton. „Ich leugne gar nicht, daß meine Reise hierher nicht zum wenigsten durch den Wunsch veranlaßt ist, die Gründe kennen zu lernen, die Sie zu einem so unfreundlichen Verhalten bestimmten, und,

so weit mir dies möglich ist, Sie über deren Unhaltbarkeit aufzuklären. Wollen Sie mir offen heraus sagen, was Sie gegen mich haben?"

Bernhard gerieth durch diese dreiste Unrede in nicht geringe Verlegenheit. „Liebe Mama,“ antwortete er nach kurzem Bedenken, „wäre es nicht für alle Theile das Beste, wir ließen diese Dinge unberührt? Sie sind mein Gast, und das möchte ich nicht vergessen.“

„Warum sollten Sie das auch müssen, wenn wir uns ganz freundschaftlich aussprechen?“ entgegnete sie. „Ich bin da gar nicht Ihrer Ansicht, daß durch Schweigen etwas besser wird. Im Gegentheil! Ich muß annehmen, daß Sie sich von dem, was mich angeht, eine ganz falsche Vorstellung machen. Sonst könnte ich in der That nicht begreifen, was Sie veranlaßte, meiner Tochter zu verbieten, an mich zu schreiben oder kleine Geldgeschenke von mir anzunehmen. Ich glaube nicht, daß der Inhalt meiner Briefe einen unheilvollen Einfluß auf Ihre Frau besorgen lassen dürfte, und eine kleine Unterstützung, scheint mir, könnten Sie recht gut brauchen, denn Ihre ganze Einrichtung, so weit ich sehe —“ sie ließ wirklich den Blick im Zimmer umherstreifen — „ist denn doch mehr als einfach zu nennen. Und man pflegt auch gegenüber den nächsten Verwandten nicht so stolz zu sein. Also wenn Sie mir eine Erklärung geben wollten. . .“

Sie schien, während sie diese für sie doch sehr kränkenden Thatsachen berührte, nicht im mindesten erregt zu sein, eher mit leichtem Humor darüber hinzugehen, wie jemand, der einer Thorheit keine Bedeutung beimessen

will. Bernhard sah sich in die Enge getrieben. Er sollte nun mit der Sprache heraus, und das hatte seine Schwierigkeit. Er würde gern den Streit vermieden haben, meinte sich aber auch keine Blöße geben zu dürfen. Wicht er jetzt aus, so hatte er eine Uebereilung zu entschuldigen und mußte in Zukunft erlauben, was er vorher so streng untersagt hatte. Darauf rechnete Frau Blumberg wohl auch. Sein Entschluß war rasch gefaßt, sich so nicht von seinem Wege abdrängen zu lassen. „Wenn Sie denn durchaus wollen, daß diese Dinge zur Sprache kommen,“ sagte er, sich zur Ruhe zwingend, „so dürfen Sie mir's auch nicht übel nehmen, liebe Mama, wenn ich Ihnen ganz offenherzig meine Meinung zu erkennen gebe.“

„Ich bitte darum.“

„Ich irre wohl nicht, wenn ich voraussetze, daß Sie nach dem Tode Ihres Mannes ganz mittellos waren. Selbst die Kosten der Reise nach Berlin —“

„Ein Freund des Hauses lieh mir mitleidig die erforderliche Summe und etwas darüber.“

„Darf ich wissen, wer dieser — Freund des Hauses war?“

„Unbedenklich, Herr Assessor Braunsfels.“

Bernhard verblüffte die Dreistigkeit, mit der sie diesen Namen aussprach, nicht. „Es war sicher nicht das letzte — Darlehn von dieser Seite,“ bemerkte er etwas spitz. Das Blut stieg ihm in die Stirn.

„Für längere Zeit allerdings,“ antwortete Frau Blumberg. „Später hat er mir noch einmal sehr liebenswürdig aus der Verlegenheit geholfen — ich darf sagen:

großherzig. Daher werde ich nicht aufhören, ihm dankbar zu sein. Uebrigens — bin ich ihm längst nichts mehr schuldig.“

Er warf einen Blick des Zweifels zu ihr hinüber. Da sie nicht mit den Augen blinkte, fuhr er fort: „Jedenfalls besaßen Sie vor zwei Jahren weniger als nichts. Da mußte es doch auffallen, daß Sie nach kurzer Zeit . . .“

„Sprechen Sie nur aus, lieber Bernhard.“

„Ja, aus Ihren Briefen ging doch hervor, daß Sie ein glänzend eingerichtetes Logis bewohnen, vornehme und reiche Leute, wohl auch in Begleitung von — Damen, als ihre Gäste empfangen und bewirthen, kurz einen großen Aufwand treiben; und wie ich Sie da vor mir sehe . . .“

Frau Blumberg lächelte. „So haben Sie vor sich eine Dame in der Toilette, die man in jenen Kreisen gewohnt ist. Sie sollten daraus schließen, daß ich die Klugheit und das Geschick besaß, mich aus sehr kümmerlichen Verhältnissen rasch in die Höhe zu bringen.“

Er schwieg, aber es zuckte spöttisch um seinen Mund.

„Ich darf Sie versichern, daß dabei alles mit rechten Dingen zugegangen ist und zugeht,“ fuhr Frau Blumberg fort. „Ich sage Ihnen, was Sie noch nicht wissen, daß ich nämlich auch kurze Zeit in Wien war. Ich mußte darauf denken, wie ich uns mit den natürlichen Mitteln, über die wir allein geboten, eine günstige Position schaffte, und da lag es nahe, unsere Hoffnungen auf das Theater zu richten. Ich meinte, Franziska werde am leichtesten in

Wien Gelegenheit haben, sich denen zu empfehlen, die sie protegiren könnten. Das war freilich ein Irrthum. Wir waren dort ganz fremd, durch unseren Dialekt sogleich als Norddeutsche kenntlich, konnten nicht angemessen auftreten und verschmähten es, Unterstützungen anzunehmen, die allzu theuer erkauft sein wollten. Aber ich machte da sehr schätzenswerthe Erfahrungen, die mir dann in Berlin nützlich wurden. Und schon, daß ich dahin von Wien und als Frau von Blumberg kam —“

„Immer toller!“

„Sie werden mir glauben, daß ich mich selbst nie so nannte. Was konnte ich aber dafür, daß man mich in Wien adelte und daß die Briefe, die mir später von dort zugingen, ebenso freigebige Adressen trugen. Meine Wirthsleute und andere Personen nahmen davon ohne mein Zuthun Kenntniß. Bei Vorstellungen zu widersprechen, hatte ich schwerlich die Pflicht. Ich bin auch fest überzeugt, daß durch mein Schweigen niemand getäuscht wurde, der eine Interesse daran hätte haben können, nicht getäuscht zu werden. Jedenfalls gelang es mir um so leichter, nach dortigem Muster einen Salon im vornehmsten Stile zu eröffnen und darin die nobelste Gesellschaft zu versammeln. Es entsprach wenig meinen Neigungen, mich in so großem Maßstabe einzurichten; aber man hat da keine Wahl. Es versteht sich von selbst, daß es sich für mich um ein Geschäft handelte, das einträglich sein sollte. Meine Gäste durften den gewohnten Comfort nicht vermissen und steigerten ihre Erkenntlichkeit nach dem Wohlbehagen, das ich ihnen bereiten konnte.“

„Ihre Erkenntlichkeit?“

„Selbstverständlich. Ich treibe ja diesen Luxus nur für sie. Es ist das, wenn ich so sagen soll, stillschweigende Verabredung. O, es geht in meinem Salon nicht anders zu, als wenn Frau von Blumberg eine sehr reiche Dame wäre, die zu ihrem Vergnügen ein offenes Haus hält. Ich würde niemand bei mir leiden, der diese Illusion zu stören wagte. Das weiß man und hat viel zu sehr das Bedürfnis, sich eine für den bequemen geselligen Verkehr so wohlthätige Einrichtung zu erhalten, um nicht ihre Grundlagen zu respectiren. Man bezahlt auch nicht etwa den Eintritt. Der ganze Unterschied zwischen einer geladenen Gesellschaft und der meinigen besteht darin, daß die Herren in den Kartenschälchen eine Anzahl Goldstücke liegen lassen oder beim Fortgehen eine Vase, die sie sich dazu ausgesucht haben, bereichern. Man kann sich wohl nicht auf zartere Weise einer moralischen Verbindlichkeit entledigen, und ich denke, es wird kein vernünftiger Mensch gegen mich einen Vorwurf daraus herleiten können, daß ich die Absicht verstehe.“

„Gewiß nicht,“ sagte Thilde ganz überzeugt.

Das reizte Bernhard zu einer Entgegnung, die er sonst vermieden hätte. „Mich wundert doch, daß sich die Polizei da nicht einmischt,“ bemerkte er trocken.

„Die Polizei?“ fuhr Frau Blumberg auf, ihre vornehme Zurückhaltung vergessend. „Wie dürfen Sie es wagen . . . Ach, die Polizei! Es geschieht nichts Unrechtes bei mir. Ich hoffe, Ihnen das völlig klargelegt zu haben, und darf erwarten, daß Sie mich wegen des unwürdigen

Verdacht, der Ihr mehr als sonderbares Benehmen gegen mich leitete, um Verzeihung bitten. Das scheint mir das Wenigste, was ich von meinem Herrn Schwiegersohn verlangen kann.“ Sie war plötzlich feuerroth geworden.

„Aber Sie bestätigen doch nur mit jedem Wort —“

„Wie? Ich finde es empörend, daß Sie auch jetzt noch Bedenken haben, die mich in den Augen meiner Tochter herabzusetzen nur zu sehr geeignet sind. Ich nähre mich redlich und dulde ein Mißtrauen meiner nächsten Angehörigen bei diesem Punkte nicht.“ Sie wendete sich ihrer Tochter zu. „Das Benehmen Deines Mannes gegen mich ist wahrhaft empörend!“

„Liebste Mama —“

„Und Franziska?“ fiel Bernhard ein, jetzt rücksichtslos vorzugehen entschlossen, um Thilde zur Besinnung zu bringen.

„Nun?“ fragte Frau Blumberg herausfordernd.

„Assessor Braunsfels läßt sie für das Theater ausbilden.“

„Ja wohl. Haben Sie etwas dagegen?“

„Ich —?“

„Nun, ich auch nicht.“

„Das fällt mir eben auf. Sie sind die Mutter.“

„Ja, was denken Sie sich denn? Soll ich meine Tochter hindern, ihr Glück zu suchen, nur weil — weil — weil die philiströse Zimperlichkeit vielleicht daran Anstoß nehmen könnte, daß sie einem reichen Kunstfreunde gestattet, für ihre Bedürfnisse zu sorgen? Und übrigens — Franziska ist selbständig und für sich selbst verantwortlich.“

„Sie begünstigen offenbar ein Verhältniß —“

„Was für ein Verhältniß? Ich verbitte mir jede beleidigende Vermuthung. Es möchte Ihnen doch schwer werden, zu beweisen —“

„Sehr schwer. Aber es möchte Ihnen sicher noch schwerer werden, mich davon zu überzeugen, daß Herr Assessor Braunsfels reelle Absichten hat.“

„Wär's denn das erste Mal, daß ein reicher Mann eine gefeierte Bühnenkünstlerin heirathet? Das verstehen Sie doch wohl einzig und allein unter reellen Absichten.“

Bernhard stand auf. „Ich sehe, daß wir uns nicht verständigen werden,“ sagte er, „und das sollte wohl auch Ihnen nun klar geworden sein. Ich habe nur die eine dringende Bitte: lassen Sie unsere Wege geschieden sein. Wenn Sie Thilde noch ein Fünftchen Mutterliebe bewahren, so bedenken Sie, was auf dem Spiele steht. Da ich Sie morgen früh schwerlich sehe, wünsche ich Ihnen schon heute eine glückliche Reise.“

Er nahm seinen Hut vom Nagel, ging hinaus in den Garten und setzte sich in die Laube. Dort blieb er, bis er annehmen konnte, daß Frau Blumberg zu Bette gegangen sei. Thilde fand er in tiefem Schlafe.

Er täuschte sich sehr, wenn er glaubte, daß seine Schwiegermutter nun ihre Abreise beeilen werde. Er fand sie am nächsten Mittage noch vor. Sie hatte ihre sichere Haltung ganz wiedergewonnen, streckte ihm lächelnd die Hand entgegen und sagte in scherzhaftem Tone: „Sie haben mir zwar gestern eigentlich die Thür gewiesen, ich denke aber, es war so schlimm nicht gemeint. Uebrigens

werde ich Sie morgen bereits von meiner unheilvollen Gegenwart befreit haben; es war auch ohnedies nicht meine Absicht, länger zu bleiben."

Bernhard verneigte sich, nahm sogleich am Tische Platz und verhielt sich auch beim Essen schweigend. Dann beschäftigte er sich mit der kleinen Rätke, indem er sie bei ihren ersten sehr drolligen Gehversuchen unterstützte.

Er konnte doch nicht hindern, daß Frau Blumberg ihn wieder anredete. „Wissen Sie, lieber Bernhard," sagte sie, „ich habe die Absicht, Ihnen Thilde auf ein paar Wochen zu entführen."

„Wie das?" fragte er scheinbar gelassen und wie auf einen Scherz eingehend. In Wirklichkeit klopfte ihm sogleich das Blut in den Adern.

„Ich nehme Thilde nach Berlin mit," fuhr sie fort, „das arme Kind führt hier denn doch ein allzu trauriges Leben und wird ganz melancholisch werden, wenn ihm nicht einmal eine kleine Abwechslung geboten wird."

Er krausste die Stirn. „Hat Thilde sich bei Ihnen beschwert?"

„Ach, das ist wohl auch nöthig! Ich habe ja doch Augen zu sehen, wie — kleinbürgerlich es hier bei Ihnen zugeht. Mein Himmel, ich bin weit entfernt, daraus einen Vorwurf für Sie herzuleiten — der Schelm giebt's besser als er's hat. Und Thilde hat sich ja auch bewundernswürdig in diese wirklich beklemmend engen Verhältnisse geschickt. Aber einer jungen Frau dürfen Sie doch nicht zumuthen, sich besonders wohl darin zu fühlen. Jedenfalls werden Sie gegen eine Einladung der Mutter nichts er-

innern können, wobei ich nur nebenher bemerke, daß Ihnen keinerlei Kosten daraus erwachsen sollen.“

„Ich hoffe, Thilde wird sie bereits dankend abgelehnt haben,“ antwortete er. „Sie hat hier für Mann und Kind zu sorgen.“

„Die kleine Kätche könnte ich ja mitnehmen,“ meinte seine Frau, „die hat die Fahrt noch umsonst.“

Bernhard richtete sich erschreckt auf. „Du glaubst...“

„Aber nach vierzehn Tagen bin ich ja wieder hier.“

„Das Kind lasse ich nicht fort,“ sagte er mit großer Entschiedenheit.

„Und mich?“

Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. „Könntest Du denn wirklich wünschen, Thilde —?“

„Aber warum nicht? Es wird mir nicht leicht wieder so gut. Und in Berlin denke ich mir's —“

„Mit meiner Einwilligung geschieht's nicht,“ fiel er mit Hestigkeit ein, nahm den Hut und ging, obgleich er noch eine Viertelstunde Zeit gehabt hätte.

Abends kam Frau Blumberg nochmals auf ihr Anliegen zurück. Thilde's Sachen waren schon eingepackt, versicherte sie. Bernhard solle nicht unnütz seiner Frau das Herz beschweren. Uebrigens habe er nicht zu befürchten, daß man ihrer schönen Tochter den Kopf verrücke, da jetzt nicht die Saison und ihr Salon verödet sei.

Bernhard nahm Thilde in den Garten hinaus, legte den Arm um sie und ging mit ihr hinter der Hecke auf und ab. „Was ist das denn?“ fragte er sie. „Ich

hab's nicht für Ernst halten wollen, aber nun weiß ich wirklich nicht mehr, woran ich bin."

Thilde schmiegte sich an ihn und streichelte seine Hand. „Aber warum willst Du mir das unschuldige Vergnügen nicht gönnen?“ antwortete sie. „Ich habe ja so gar nichts —“

„Es ist nicht so unschuldig, wie Du denkst. Du hörst ja doch, wie Deine Mutter und Schwester leben.“

„Ach, Du bist so argwöhnisch! Und was könnte mir denn das auch schaden? Ich denke, Du darfst Dich auf Deine Frau in dieser Hinsicht ganz verlassen.“

Er blieb einen Augenblick überrascht stehen. „Daran habe ich wirklich noch nicht gedacht, Thilde, daß ich von Deinem Leichtsinne etwas zu befürchten hätte.“

„Woran aber sonst?“

Er setzte den Weg fort. „Es ist Dir so sauer geworden, Dich in Deine nicht leichten Hausfrauenpflichten hineinzugewöhnen. Sie bedeuten Dir auch jetzt noch einen Zwang, dem Du Dich widerwillig fügst. Nur die ununterbrochene Übung kann sie Dir mit der Zeit lieb werden lassen. Widerstehst Du der ersten Versuchung, sie abzuschütteln, nicht, so wird später Dein Unmuth wachsen. Nachdem Du erfahren hast, wie vergnüglich man sich das Dasein gestalten kann, ohne zu arbeiten, wird Dir's nicht wieder wohl werden zu Hause.“

„Ganz im Gegentheil,“ versicherte sie. „Grade wenn ich einmal eine Weile das Leben genossen habe, werde ich befriedigt zurückkehren und mit besserem Muth alles Schwere und Mühselige ertragen. Und wenn Du mich

jetzt hinderst — meinst Du, ich könnte vergessen, was mir durch Deine Hartherzigkeit entgangen ist?“

„Aber Thilde,“ rief er verlezt, „könntest Du denn wirklich Mann und Kind im Stiche lassen, um Deinem Vergnügen nachzugehen? Und dazu dort — ! Deine Mutter hat Dich überredet. Ich weiß nicht, welche Absicht sie verfolgt — ich will es nicht zu errathen suchen. Aber das ist mir leider gewiß: Du stehst auf dem Scheidewege. Nach rechts oder nach links! Ein drittes giebt es da nicht.“

Sie schluchzte. „Du bist grausam. Mama hat ganz recht: ich habe schon gar keinen Willen mehr. Aber ich werde Dir beweisen . . .“

Er führte sie nach der Hausthür zurück. „Halten kann ich Dich nicht,“ sagte er bekümmert. „Aber ich müßte lieblos gegen Dich handeln, wenn ich aus Schwäche erlaubte, was mir verderblich scheint. Nein, Liebste, mit meinem Willen gehst Du nicht. Folgst Du gleichwohl Deiner Mutter, so weiß ich, was ich Dir gelte.“

Am anderen Morgen überlegte Bernhard, ob er in die Arbeit gehen, oder die Abfahrt erwarten solle. Wie Thilde sich entschlossen hätte, erfuhr er nicht. Vielleicht im letzten Augenblick noch konnte er ihrem thörichten Beginnen Einhalt thun. Aber wenn sie gezwungen zurückblieb, was hatte er davon? Nein, ganz frei mußte sie sich entscheiden.

Er trank die Milch, die schon am Abend für ihn hingestellt worden war, und aß das Brod dazu. Dann trat er an das Bett und weckte Thilde mit einem Kuß.

Sie war ungehalten darüber. „Warum läßt Du mich nicht noch schlafen?“

„Ich dachte —“

Sie drehte sich nach der anderen Seite. „Adieu!“

Er ging. Das konnte doch nicht der Abschied sein, wenn sie auf Wochen verreisen wollte!

Als er sich zum Mittag einfand — er hatte sich fast athemlos gelaufen — kam ihm Thilde, die kleine Käthe auf dem Arm, entgegen. Die Mama war abgereist.

Er schloß sein gutes Weib in die Arme wie bei glücklichem Wiedersehen nach langer Trennung.

Sie suchte ihn abzuwehren. „Ja, das gefällt Dir nun,“ schmolte sie, „aber wie mir dabei zu Muth ist ...“

„Nun bist Du mein!“ rief er.

Sie hob die Schulter und sah zur Erde. „Na ...?“

Er herzte das Kind.

V.

Seitdem wollte der rechte Friede in das kleine Gärtnerhaus nicht mehr einkehren.

Thilde hatte nachgegeben — eigentlich nur nicht gewagt, gradezu ungehorsam zu sein. Ihre Mutter war zuletzt selbst der Meinung gewesen, daß ein gewaltfamer Schritt besser unterbleibe, so sehr sie auch bedauerte, ihre „schöne Tochter“ den Freunden nicht vorstellen zu können. Thilde würde es auch vielleicht bald verwunden haben, daß ihr das Reisevergnügen versagt wurde. Aber die ganze Verhandlung darüber gab ihr die Gewißheit, daß ihre ärmliche Lage für alle Zeit fortdauern sollte, während die Andern einen guten Tag lebten, und daß für sie nun keine Hoffnung mehr sei, Bernhard umzustimmen.

So enge war ihr die Wohnung, so dürftig das Mobiliar, so unschmackhaft die tägliche Kost, so hart die häusliche Arbeit, so freudlos ihr ganzes Dasein noch nie vorher erschienen. Wenn sie sich mit ihrer Mutter verglich — die ging wie eine Dame gekleidet, sie selbst nicht viel besser als eine Arbeiterin. Noch hatte sie einige Fähnchen aus ihrer Mädchenzeit bewahrt, alle auch schon ganz unmodern, aber doch von besserem Stoffe. Wie lange würden sie

vorhalten selbst bei sparsamstem Tragen? Und dann war an eine Erneuerung nicht zu denken. Sie wußte ja, wie viel Bernhard für ihre Garderobe ausgelegt hatte. Wenn sie im Hause auch ganz gern einfach gekleidet gehen wollte, die Leute sollten doch wissen, daß sie sich auch ausputzen könne.

Sie hatte früher gemeint, gar nicht eitel zu sein. Das war, als die Mama dafür sorgte, daß sie immer nett aussah, und sie oft genug wegen der Locken quälte. Jetzt warf sie sich Umdank vor. Es fehlte ihr jemand, der sie beobachtete und fortwährend auf sie hinwies. Daß sie Bernhard gefiel, wußte sie wohl; wenn sie ihm nur ein Bißchen entgegenkam, konnte er sich noch immer ganz närrisch verliebt benehmen. Aber er hatte auch dann nicht die Art, ihr etwas abzuschemeln und das Lob ihrer Schönheit zu singen; er nahm nur, was ihm gehörte, und war sogleich erkältet, wenn sie ihn merken ließ, daß sie Nachgiebigkeit gegen ihre Schwächen erwartete. Sie sollte gar nicht wissen, daß sie schön sei. Aber sie besah sich jetzt mehr im Spiegel als je. Die Mutter hatte ihr zu verstehen gegeben, wie wenig sie zu ihrer ärmlichen Umgebung passe. Das hatte die Eitelkeit herausgetrieben, und nun wollte sie auch weiter jemand haben, der sie bewunderte. Sie nahm es Bernhard übel, daß ihm die Neigung fehlte, mit seiner schönen Frau zu paradiren; das hätte sich mindestens an Sonn- und Feiertagen wohl so einrichten lassen.

Die guten Lehren, die sie von der Mama erhielt, waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Sie meinte nun zu wissen, daß sie gegen ihren Mann immer viel

zu nachgiebig gewesen sei und ihn so daran gewöhnt habe, den Haustyrannen spielen zu können. Ihm offen entgegen zu treten, war sie freilich zu bequem und zu feige. Wozu sich Ungelegenheiten bereiten? Er verlangte eigentlich auch nichts, was eine scharfe Opposition herausforderte, tadelte immer nur, wenn wirklich zu tadeln war, und in freundlicher Weise. Sie war ihm ja auch recht gut und wollte ihn nicht mehr, als zu ihrer Genugthuung erforderlich, kränken. Nur so viel, daß er die Empfindung hätte, es sei da etwas nicht ganz in Ordnung und müsse anders werden, wenn die frühere Behaglichkeit sich wieder einstellen solle. Es gab so tausend kleine Dinge, von denen sie wußte, daß sie ihm lieb seien. Ließ sie es da fehlen, so sprach er meist nicht einmal darüber, aber er vermißte etwas und wurde verstimmt. Ihn mit solchen kleinen Nadelstichen zu peinigen, machte sie sich gar kein Gewissen.

Manchmal kam's aber auch zur Aussprache. Hatte er eine Anordnung getroffen, die den Umständen gemäß, aber ihr verdrießlich war, so nörgelte sie fortwährend daran herum, bis er ärgerlich wurde und sich Ruhe ausbat. Schmollte sie dann und ließ sich auch nicht vernünftig zureden, oder wies sie troßig seine Liebkosungen ab, so konnte er zornig auffahren und ihr böse Worte geben, die ihm bald wieder leid wurden. Weinen konnte er sie nun schon gar nicht sehen, ohne in nervöse Aufregung zu gerathen. Wie war es nur möglich, so kindisch zu sein! Und es wurde ihr so leicht, zu weinen. Sie durfte sich nur vorstellen, wie wenig Genuß sie von ihrem jungen Leben habe.

Thilde beschuldigte Bernhard, daß ihm die Lust fehle, sich mit ihr zu unterhalten, daß er immer nur seinen Gedanken nachhänge. Sie vergaß aber, wie oft er's vergeblich versucht hatte, sie für ein Gespräch über ernstere Dinge zu interessiren. Thilde besaß eine große Fertigkeit, es immer schon nach wenigen Minuten auf das Gebiet abzulenken, von dem ihre Gedanken nicht loskamen. Dann schwieg er freilich.

Sie hatte ihr stilles Vergnügen daran, ihm zuwider zu handeln, besonders wenn es unbemerkt geschehen konnte. In Kleinigkeiten natürlich. Sie kam sich dann selbständiger vor. So hatte Bernhard den Wunsch, daß sie sich mit dem Kinde im Garten aufhalte, wo sie es in der schattigen Laube spielen lassen und dabei selbst eine Handarbeit vornehmen könnte. Sie setzte die kleine Käthe aber lieber in den Wagen und fuhr sie auf der Landstraße herum, wo doch von Zeit zu Zeit einmal ein Mensch vorüberging, der sich nach ihr umsah oder mit dem sie ein paar Worte wechseln konnte. Es war so langweilig, immer mit dem Kinde allein zu sein — so langweilig!

Sie wußte nun schon, wann die Landstraße am belebtesten zu sein pflegte, und schob den Wagen auch weiter bis auf die große Chaussee, die in die Stadt hineinführte. Und weil sie da doch leicht einem begegnen könnte, der ihr nicht ganz gleichgültig sein dürfte, versäumte sie nicht, sich zu diesen Excursionen so hübsch zu kleiden, als es ihre Mittel erlaubten, mindestens ein weißes Tüchelchen umzubinden, einen Strohhut mit blauem Bande aufzusetzen und Handschuhe anzuziehen.

Thilde war nämlich einmal Herrn Peter Lübben begegnet, der nach der Stadt ging, dort zu frühstücken. Er hatte sie sogleich angeredet und ein Ende zurückbegleitet, da es sich mit ihr gut plauderte. Das war zwar das erste, aber nicht das letzte Mal gewesen. Bald verging selten ein Tag, an dem er sie verfehlte. Er blieb wohl auch eine Weile an der Stelle stehen, wo der Landweg in die Chaussee einmündete, und wartete auf sie oder ging ihr gar nach dem Gärtnerhause zu entgegen. Für Rätke hatte er immer eine Düte mit Süßigkeiten in der Tasche, und auch der hübschen Frau brachte er gewöhnlich etwas mit, ein paar Früchte oder eine Tafel Chocolate oder ein Schächtelchen mit Biscuits, wohl auch ein Fläschchen mit wohlriechender Essenz und andere Kleinigkeiten, die er dann in den Wagen legte. Er hatte eine lustige Art, mit ihr zu verkehren und ihr Schmeicheleien zu sagen, die sie nicht beleidigen durften.

Herr Peter Lübben war sicher nicht der Mann, der durch sein Außeres eine Frau bestechen konnte, die einen schönen und jungen Mann hatte. Die untersekte, kurzbeinige Gestalt, der etwas ausgerundete Rücken, das breite rothe Gesicht und der watschelnde Gang gaben dem mehr als Fünfzigjährigen ein keineswegs gewinnendes Aussehen. Es fiel Thilde auch gar nicht ein, daß er ihr gefährlich werden könnte. Aber Herr Peter Lübben war eben — Herr Peter Lübben, der Inhaber des Schiffsbauplazes, der wohlhabende Mann, eine Spitze der Gesellschaft, der Arbeitgeber. Deshalb mußte es ihr eine Ehre scheinen, von ihm so freundschaftlich ausgezeichnet zu

werden. Um die Frauen und Kinder seiner Arbeiter und Beamten kümmerte er sich ja sonst nicht. Sie hatte vor allen etwas voraus, und das that ihr wohl. Herr Lübben behandelte sie aber auch gar nicht herablassend, sondern als ob ein gesellschaftlicher Unterschied zwischen ihnen gar nicht bestände. Sie schien ihm selbst einen großen Gefallen zu thun, wenn sie ihm erlaubte, sich ein Viertelstündchen mit ihr zu unterhalten. Er betrug sich ja auch nicht wie ein vornehmer Herr, der mit einem netten Weibchen spaßte, sondernkehrte recht treuherzig den früheren Zimmermann vor, der nach alter Gewohnheit derb heraus seine Meinung sagte und nicht viele Umstände machte. Er erlaubte sich gelegentlich einmal, ihr auf die runde Schulter zu klopfen oder beim Gehen seinen Arm in den ihrigen zu schieben. Das konnte ganz gut so als väterliche Vertraulichkeit gelten.

Thilde hatte nun ein Amüsement. Immer nur kurze Zeit und bei Lichte besehen recht dürftig, aber mit vor- und nachwirkender Bedeutung.

Es war nicht durchaus nöthig, daß sie Rätthe spazieren fuhr, und gewiß nicht auf der Landstraße. Es war sogar besser, wenn sie im Garten blieb, sich in die Laube setzte und eine Arbeit vornahm. Eigentlich sollte sie das thun, und wenn sie's nicht that, war's ein kleines Unrecht. Gegen Bernhard! Das wollte jedesmal von neuem überlegt sein; es gab eine kleine prickelnde Aufregung, und dann übte der Ungehorsam seinen Reiz. Warum auch nicht? Es geschah ja nicht auf Verabredung. Dann gab's ein wenig Beschäftigung mit der Toilette. Auch die Kleine mußte recht niedlich angezogen werden. Herr Lübben hatte

gesagt, daß er die Kinder liebe; seine Frau sei viel älter als er gewesen und habe ihm keine geschenkt, überhaupt habe er „wenig von ihr gehabt“. Kam sie dann zurück, so hatte Herr Lübben auch sonst alles Mögliche gesagt, woran noch eine Weile zu denken war. Daß er ihr gern etwas Hübsches schenken möchte, wozu es „ihr Mann doch nicht habe“, und daß es ihm ein großes Pläsir wäre, Sonntags mit Webers spazieren zu fahren. Ob denn der Mann nicht „herumzubringen“ sei? Sie hatte immer ausweichend geantwortet, aber dazu geseufzt oder gelacht. Und das ging ihr dann im Kopf herum, wenn sie die saftigen Birnen aß oder die Chocolate knabberte.

Bernhard verschwieg sie diese Begegnungen. Es sei ja gar nichts daran, meinte sie, und ein anderes Mal, er würde ihr's gewiß verbieten und sie um ein so unschuldiges Vergnügen bringen. Lieber Himmel! so ein alter, häßlicher Herr . . . Es könnte ihn am Ende doch beunruhigen, fiel ihr wohl auch ein. Das hätte sie ihm schon gegönnt; aber wozu sich selbst Verdruß schaffen?

Einmal, als Herr Lübben doch sehr dreist gewesen war, nahm sie sich vor, am anderen Tage lieber nicht auszugehen. Sie hielt sich auch Wort, so schwer ihr's wurde, und setzte sich in die Laube. Herr Lübben sollte sich nicht etwas einbilden. Da geschah aber, was sie nicht vorhergesehen hatte: er ging ihr bis zum Gärtnerhause entgegen, trat in den Garten ein und überraschte sie in der Laube. „Na, was ist denn heute los, Frauchen?“ fragte er, den Hut von der rothen Stirn zurückschiebend, auf der die Schweißtropfen standen.

Thilde war sehr erschreckt. „Ach nein,“ sagte sie, „das dürfen Sie nicht, Herr Lübben.“

„Was denn, Kindchen?“ schmunzelte er. „Was denn? Ich kann doch wohl hier eintreten und um ein Glas Wasser bitten. Ich bin wirklich fürchterlich durstig. Die Sonne brennt heute arg. Deshalb kommen Sie auch wohl nicht?“

„Ach nein, ich wollte . . .“ Sie stand auf. „Ihr Weg führt Sie gar nicht hier vorüber, Herr Lübben, und wenn Sie einer hier sehen sollte —“

„Aber was denn? Ich kann doch gehen, wo ich will. Und ein Glas Wasser schlägt man keinem ab, denke ich.“

„Ich hol's Ihnen,“ sagte sie und eilte fort. Als sie wiederkam, saß er neben dem Wagen und spielte mit Rätche, indem er ihr in Drehungen den Finger näherte und sie am Halse fixelte. Das Kind jauchzte vor Vergnügen, und Thilde mußte lachen. „Wie gut Sie mit Kindern spielen können. — Da — ich habe lieber eine Flasche Bier —“

„Aber das war ja gar nicht nöthig, Frauchen. Na — sie soll mir schmecken. Und ich hoffe, ich habe auch Sie einmal als Gast bei mir.“

Er stürzte ein Glas herunter. Dann aber dauerte es eine Weile, bis er das zweite ausgetrunken hatte. Er plauderte vergnügt, und Thilde verlor bald alle Befangenheit. Was konnte sie denn dafür, daß Herr Lübben sie in der Laube aufsuchte?

Er kam wieder und wieder. Mitunter bat er Thilde, ihrem Mann einen Auftrag zu bestellen. Das that sie

dann auch. Es war ihr wie eine Erleichterung, daß sie Bernhard sagen konnte, Herr Lübben sei dagewesen; nun wußte er doch von seinen Besuchen. Er wunderte sich darüber: „Das hätte er mir ja auch auf dem Bauplatze mittheilen können.“ Es sei ihm unterwegs erst eingefallen, entschuldigte sie, oder er habe dem Postboten einen Brief abgenommen und nicht nach dem Platze zurückgehen wollen. Es könne sein, daß er sich mittags verspäte, und möchte schon die Arbeit in Gang finden. Sie wußte immer neue Ausreden.

Herr Peter Lübben war nun gegen ihn stets die Freundlichkeit selbst. Eines Abends nahm er ihn in sein Zimmer und sagte zu ihm: „Ich sehe alle Tage mehr, was ich an Ihnen habe, lieber Weber. Gott soll mich verdammen, Sie sind ein ganz capitaler Kerl, fleißig, umsichtig, ordentlich und wissen mehr als ich. Ja, seit Sie bei mir arbeiten, geht das Geschäft in die Höhe. Ich würde ein rechter Dohse sein, Sie so ins Gesicht zu loben, wenn's mir nur darauf ankäme, Sie auszunutzen, bis Sie mir doch in kurzem durchgehen. Ich bin aber auf die Zukunft bedacht und möchte Sie bei mir festlegen. Für das, was Sie leisten, bekommen Sie noch immer zu wenig. Ich hab' alle Tage gewartet, daß Sie mir die Pistole auf die Brust setzen würden. Ein anderer hätt' das längst in Ihrem Falle gethan. Da Sie aber bescheiden sind, geh' ich Ihnen einen Schritt entgegen und glaub' dabei nicht schlecht zu fahren. Sie sollen mir noch mehr leisten. Ich will Sie ganz in's Bureau nehmen. Dabei sollen Sie die Aufsicht über den Bauplatz und die

Werkstätten haben, wenn ich verhindert bin. Ich hab' Zeit meines Lebens wie ein Pferd gearbeitet, sehen Sie, und möchte nun auch mal hin und her ausspannen können. Und das kann ich, wenn ich einen vertrauensamen Menschen habe, wie Sie einer sind. Also fragt sich nur noch, was wollen Sie dafür haben, lieber Weber? Natürlich müssen Sie anders leben als jetzt — ein bisschen unter Menschen, mithalten, wenn's was Gemeinsames von der Stadt aus giebt. Das sind Sie dem Geschäft schuldig. Na — ? Ich will mal sagen, wenn Sie das Doppelte von dem bekommen, was Sie jetzt verdienen, sind Sie dann zufrieden? Aber hinterher Abschwimmen ist nicht. Sonst leg' ich lieber gleich noch was zu.“ Er faßte ihn am Knopf des Jacketts. „Und hören Sie mal, lieber Weber, wenn Sie einen anständigen Vorschuß brauchen . . . Ich hab' so im Vorbeigehen bei Ihnen hineingeguckt — sieht ein bisschen pauvre aus. Herr Gott, ich versteh' das ja ganz gut. Hab' auch mal klein angefangen. Aber eine Hand wäscht die andere, und wenn mir einer Gutes thut, dem bin ich wieder gefällig. Also überlegen Sie sich's mal mit Ihrer Frau und geniren Sie sich nicht.“

Bernhard war so überrascht, daß er diese lange Rede anhörte, ohne sie auch nur mit einem Wort zu unterbrechen. Es war, als ob ihm plötzlich ein Glückstern aufging, der so hell leuchtete, daß ihm die Augen geblendet wurden. Die kleinste Zulage hätte ihn schon erfreut. Und nun . . . Er zeigte wahrscheinlich ein sehr verblüfftes Gesicht, denn Herr Peter Lübben lachte aus vollem Halse, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Ja, Unverhofft

kommt manchmal. Geschieht aber diesmal mir selbst zu Liebe. Mehrstentheils mir selbst zu Liebe. Nur nicht knickern, wenn man was Ordentliches erreichen will. Läßt sich an einer andern Stelle wieder einbringen. Also — wenn Sie einverstanden sind — meinetwegen schon von morgen ab.“

Er schüttelte Bernhard die Hand und nun strömte dieser auch seinen Dank in herzlichen Worten aus. So eine Stellung habe er sich grade gewünscht, und nun könne Herr Lübben auf ihn rechnen, so lange er ihn im Dienst behalten wolle. Er habe nun reichlich sein Auskömmliches und brauche sich nicht mehr nach anderer Arbeit umzusehen. Lebenslänglich werde er ihn als seinen Wohlthäter in Ehren halten. „Dank, besten Dank!“

Bernhard eilte nach Hause, Thilde die frohe Nachricht zu überbringen. Sie schien zu erschrecken und wurde blutroth. „Wenn nur nichts dahinter steckt —!“ stotterte sie. Er meinte, der jähe Glückwechsel habe sie ganz benommen. „Was soll dahinter stecken?“ rief er. „Herr Lübben weiß, was er an mir hat, und daß er sich auf meine Ehrlichkeit verlassen kann. Er ist so klug, sich den Vortheil bei Zeiten zu sichern. Und er ist auch, so weit es seinem Vortheil nicht widerstrebt, ein gutmüthiger und in seiner Art ganz anständiger Mensch. Wie er's sagt, so meint er's auch.“

Er umfaßte sie und drehte sich mit ihr in der kleinen Stube herum, bis ihm der Kopf freiselig war, küßte sie und sagte inzwischen immer in einzelnen kurzen Sätzen: „Nun sollst Du auch ein hübsches neues Kleid

haben — und einen neuen Hut — und mehr Wirthschaftsgeld — und dem Gärtner miethen wir auch noch das andere Zimmer ab — und noch nettere Möbel sollen hinein — und die kleine Käthe . . .“ Dabei fiel ihm ein, daß er das Kind noch gar nicht begrüßt hatte. Er nahm es auf, faßte es unter die Armchen und ließ es fliegen. „Ach, Du kleine reizende Person!“ Und dann drückte er's an's Herz und umhalste zugleich Thilde. „Nun soll es Euch gut gehen!“

Thilde verhielt sich sehr still. Es fing ihn an zu ärgern, daß sie auch bei so außerordentlicher Gelegenheit nicht aus sich heraus konnte. „Aber freust Du Dich denn gar nicht?“ fragte er. Sie wurde wieder roth. „Ich kann's noch gar nicht recht fassen“, antwortete sie.

VI.

Nun begann ein ganz anderes Leben. Bernhard verlor anfangs ein wenig die Uebersicht über das, was sich mit seinen jetzigen Einnahmen beschicken lasse. Er hatte nur immer „das Doppelte“ im Sinne und rechnete nicht genau. Er kleidete sich besser, wie es seine neue Stellung nöthig erscheinen ließ, und gab Thilde eine Summe Geldes, damit sie ihre Garderobe in Stand setze. Es war wunderbar, was alles die kleine Frau dafür kaufen konnte! „Aber dazu hat's doch unmöglich reichen können,“ meinte er kopfschüttelnd, wenn wieder ein neues Stück zum Vorschein kam.

„Ja, wovon sollte ich es denn angeschafft haben?“ antwortete sie achselzuckend. „Du hast mir ja doch nicht mehr gegeben.“

Es gehörte seine ganze Unerfahrenheit in dergleichen Einkäufen dazu, ihn vor Verdacht zu bewahren.

Das Verhältniß zu Herrn Peter Lübben änderte sich in wenigen Wochen völlig. Bernhard fühlte sich in seiner neuen Würde und stellte sich mehr mit ihm auf gleichen Fuß. Er erhielt einen Platz am Stammtisch, wenn der Alte ihn mitunter abends zu einem Gange nach der Stadt

abholte. An jedem Sonntag wurde ein Spaziergang nach irgend einem Vergnügungsort gemacht, und Bernhard weigerte sich jetzt auch nicht mehr, das Fuhrwerk anzunehmen. Wenn Herr Lübben die Reche bezahlte, gab's jedesmal einen kleinen Streit, aber wenn er dann losfuhr: „Herr Gott! reden Sie doch nicht wieder sechs Ellen wegen dieser Kleinigkeit; macht mir ja Spaß —“, ließ sich dagegen doch nicht aufkommen. Gegen Thilde nahm er sich allerhand Freiheiten heraus, die Bernhard nicht recht behagten; aber es geschah immer in spaßigem Ton und ohne jedes Versteckspiel. Bernhard bat sie wohl gelegentlich, ihn etwas ferner zu halten, aber nicht aus einer Regung der Eifersucht, sondern weil er die schicklichen Grenzen überschritten glaubte. „Man darf ihn nicht zu dreist werden lassen“, meinte er, „er fällt leicht durch.“

Herr Lübben gab auch kleine Gesellschaften bei sich zu Hause und lud Herren und Damen zu sich ein. Thilde forderte er dann auf, die fehlende Hausfrau zu vertreten. Ihr Mann sei ihm ja doch der nächste; so schicke es sich am besten, daß er sich an sie wende. Diesen Grund mußte Bernhard gelten lassen. Bei Tisch hatte der joviale Wirth sie dann „selbstverständlich“ neben sich, redete sie „Frauchen“ an und amüsirte die wenig anspruchsvolle Tafelrunde durch Scherze, die Thilde manchmal doch das Blut in die Wangen trieben und Bernhard zum Einspruch veranlaßten.

Lübben verwendete ihn nun mitunter auch zu auswärtigen Geschäften. Er mußte fertige Arbeiten abliefern oder Materialien einkaufen. Er blieb den halben oder

ganzen Tag fort, einmal auch die Nacht. Von den Reise- und Zehrungskosten war immer etwas zu erübrigen, was Thilde oder Käthe zugute kam.

Eines Abends, als er spät zurückkehrte, fand er die Gärtnerfrau vor der Thüre. Er grüßte sie und wollte hineingehen. Sie legte aber die Hand auf seinen Arm und winkte ihm mit der anderen, zur Seite zu treten. „Ich wollte Ihnen nur rathen, Herr Weber,“ zischelte sie, „nehmen Sie sich doch besser in Acht.“

„Wovor?“ fragte er verwundert.

„Ich kann nicht mehr sagen,“ antwortete sie ebenso leise. „Mein Mann meint, es geht uns nichts an. Aber wir sind doch Nachbarn.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Es ist nicht alles in Ordnung. Passen Sie auf, Herr Weber.“

„Das ist sonderbar. Ich werde mit Ihrem Mann sprechen.“

„Das thun Sie lieber nicht; dann giebt's Skandal. Aber passen Sie auf.“ Damit schlich sie fort nach dem anderen Eingange zu ihrer Wohnung.

Bernhard wiegte den Kopf. „Was soll das nun? Dummes Zeug.“

Nachdem Bernhard die Hausthür hinter sich geschlossen hatte, öffnete er leise die Stubenthür, weil er meinte, Thilde schlafe schon. Sie saß aber vor ihrer Commode, auf die sie das Licht gestellt hatte, und besah einen blanken Gegenstand.

„Guten Abend, Thilde,“ sagte er. „Noch auf?“

Sie schrak heftig zusammen und warf das, was sie in der Hand hatte, in die halböffene Schieblade. „Du, Bernhard?“ stieß sie mit unsicherer Stimme hervor. „Ich glaubte — ich glaubte, — Du würdest später kommen.“

Er küßte sie. „Warum bist Du nicht zu Bette gegangen?“

„Ich — ich wollte Dich erwarten.“

„Du schienst zu erschrecken, als ich Dich ansprach.“

„Ach — weil Du so leise hereingekommen warst.“

„Was hattest Du denn da in der Hand?“

„Ich — ? Nichts.“

„Rede doch nicht. Ich sah's ja.“

„Ich zählte mein Geld durch.“

Sie wollte die Schieblade schließen, aber Bernhard hinderte es. Er hatte den blanken Gegenstand darin bemerkt, griff hinein und zog ein goldenes Armband mit großem Stein heraus. „Thilde,“ rief er, „Du belügst mich?“

Sie zitterte am ganzen Leib. „Ach Gott,“ stotterte sie, „Du solltest das nicht wissen.“

„Das ist's ja eben,“ fuhr er gegen sie los.

Thilde fing zu weinen an, nahm seine Hand, die er fortziehen wollte, und küßte sie. „Sei doch nur nicht böse —“

„Aber . . .“ Er zwang sich zu einem ruhigeren Verhalten. „Von wem hast Du das Armband?“

„Ich — ich — ich . . . Ich habe es mir gekauft.“

„Thilde — ! Das ist doch nicht wahr. So viel Geld hast Du nicht.“

„Nein,“ schluchzte sie, „es ist nicht wahr. Ich — ich . . .“ Plötzlich hob sie den Kopf und hörte zu weinen auf. „Wenn ich's denn doch sagen muß — die Mama hat mir's geschickt.“

Seine Hände krampften sich um die Lehne des Stuhles, auf dem sie saß. „Die Mama!“ stöhnte er, doch halb unbewußt erleichtert. „Die Mama! Und Du hast trotz meines Verbotes wieder —“

„Aber ich wußte ja gar nicht, von wem es kam,“ fiel sie jetzt ganz zungengewandt ein. „Die Aufschrift war von anderer Hand, und ich konnte dem Päckchen doch nicht ansehen, was darin war.“

„Das muß sofort zurückgeschickt werden,“ rief er.

„Das meinte ich auch,“ sagte sie, die Thränen mit der Hand trocknend, „und wenn Du den Schmuck heut nicht zufällig entdeckt hättest, morgen wäre er schon nicht mehr hier.“

„Er gefiel Dir aber sehr gut,“ forschte er.

„Ja, er gefiel mir sehr gut,“ gab sie zögernd zu. Ihr erhitztes Gesicht übersflog ein Lächeln, das Köpfchen legte sich auf die Seite, und ein schielender Blick zu ihm hinauf schien fragen zu wollen, ob denn schon etwas gewagt werden dürfe. Das schien sie anzunehmen, denn sie hob das Armband, das Bernhard auf die Platte der Commode gelegt hatte, auf, schob die kleine Hand durch und bewegte den Arm hin und her, um den Stein im Lichte blitzen zu lassen. „Sieh einmal —!“

Er hatte auch Augen für das, was hübsch war, und die Hand mit dem funkelnden Schmuck um das zierliche

Gelenk, über dem der Arm rund und voll ansetzte, sah allerliebste aus. Er hätte gern zugreifen und sie küssen mögen. Das hatte Thilde wohl auch erwartet. Als er sich aber nicht rührte, streifte sie langsam den Goldreif wieder ab und legte ihn in die Schieblade. Sie seufzte leise.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so eitel wärst,“ sagte er wie mit einem leichten, kaum ernst gemeinten Verweise. Und nach einer kleinen Weile: „Gieb mir Deiner Mutter Brief.“

„Den Brief —?“ Sie wurde freidebleich und biß sich in die Lippe.

„Ja, den Brief Deiner Mutter. Ich will ihn lesen.“

„Den Brief Es lag kein Brief dabei.“

Er wurde wieder unruhig. „Wie konntest Du denn wissen —“

„Ach ja, Du hast Recht,“ fiel sie hastig ein, „es lag ein Zettel bei — nur ein Zettel.“

„Wo ist er? Ich will ihn sehen.“

„Ich — ich — ich habe ihn verbrannt,“ stotterte sie.

Er hob den Kopf. „Verbrannt?“

„Ja, verbrannt. Auf dem Herde. Ich wußte ja nun, von wem das kam. Und ich wollte nicht, daß Du den Zettel einmal zufällig finden und Ärger davon haben solltest. Das wollte ich nicht. Und weil ich doch entschlossen war, den Schmuck zurückzuschicken . . . Du kannst Dir's ja denken.“

„Also verbrannt,“ sagte er, nicht ganz gläubig und doch ohne die Absicht, einen Zweifel zu erkennen zu geben.

„Höre, das alles gefällt mir nicht. Du gehst mit Heimlichkeiten um und dann mit Unwahrheiten. Ich kann mich auf Dich nicht verlassen. Wenn's Dir ehrlich darum zu thun wäre, mein Vertrauen zu verdienen, würdest Du anders gehandelt haben — ganz anders.“

„Was aber sollte ich —“

„Du solltest mir den Schmuck sogleich übergeben und den Brief dazu. Ob ich mich darüber ärgerte oder nicht! Nun weiß ich nicht einmal, wie weit ich Dir glauben kann.“

„Bernhard —!“ schmeichelte sie.

„Ich weiß es nicht,“ wiederholte er streng.

Sie schwieg.

Er ging ins Bett, ohne ihr gute Nacht zu sagen. Stundenlang wälzte er sich schlaflos umher. Die Reden der Gärtnersfrau kamen ihm in Erinnerung, wurden ihm aber nicht klarer. Wie konnte sie wissen —? Und worauf sollte er aufpassen? Ihm kam wohl auch Lübben in den Sinn, der seiner Frau närrisch den Hof machte. Aber wie hätte der ihn ernstlich beunruhigen können! —

Nicht lange darauf erhielt er von ihm den Auftrag, eichenenes Schiffsbauholz abzunehmen, das einen großen Werth hatte. Er mußte zu diesem Zweck eine längere Reise unternehmen und konnte in drei Tagen nicht gut zurück sein. So lange war Bernhard noch nie von Hause abwesend gewesen. Es wurde ihm recht schwer, einzuwilligen, aber dem Gebote der Pflicht glaubte er gehorchen zu müssen. Herr Peter Lübben bat ihn, sich doch nur nicht zu überheizen. Er selbst habe immer fünf Tage ge-

braucht. Die Rückkehr wurde nun für den vierten in Aussicht genommen.

Bernhard besorgte das Geschäft ganz ordnungsmäßig, aber in einer ihm selbst nicht erklärlichen steten Unruhe. Er mußte immer an seine Frau und an die kleine Käthe denken. Er sehnte sich nach ihnen, aber es war noch etwas Anderes, das ihn auftrieb und zur Eile drängte. Als ob irgend ein Unglück geschehen könne, wenn er nicht schnell bei der Hand sei. Die Abnahme war schon am Nachmittage des dritten Tages beendet. Er hätte sich nun eine ruhige Nacht im Gasthause gönnen können, das Herz wurde ihm jedoch so schwer, daß er rasch seinen kleinen Koffer packte und seine Rechnung bezahlte. Er wollte lieber einen großen Theil der Nacht durchfahren, um nur schneller zu Hause zu sein.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als er dort eintraf. Den grau bewölkten Himmel erhellte nicht einmal die Morgendämmerung merklich. Das Gärtnerhaus lag unter den alten Bäumen in tiefstem Schatten. Als er an der Laube vorbeiging, sah er auf dem Tische etwas Weißes liegen. Er trat näher. Es war ein Taschentuch. Da ist Thilde wieder recht unordentlich gewesen, dachte er. Als er es aufheben wollte, rollte etwas auf die Platte, was darauf gelegen haben mußte. Er suchte mit der Hand danach und fühlte eine lederne Briestafche. Einen Schritt vor die Laube tretend, glaubte er sie als Lübbers's Eigenthum erkennen zu können. Wahrscheinlich war das dann auch sein Tuch. Sonderbar! Wie kamen diese Gegenstände in die Laube?

Als Bernhard dann den Schlüssel in das Schlüsselloch der Hausthür stecken wollte, bemerkte er zu seiner äußersten Verwunderung in demselben einen Lichtschein.

Auch ein Spalt in der Füllung erschien wie ein heller Strich. Er legte das Ohr an und vernahm innen Stimmen — eine feinere, offenbar die Thilde's, und eine gröbere, die weniger deutlich vernehmbar war. Sollte Käthchen krank geworden sein und ein Arzt . . .

Ehe er noch Zeit hatte, diesen Gedanken auszudenken, wurde von innen der Schlüssel eingesteckt, leise umgedreht und die Thür geöffnet. Ein wenig nur. Thilde trug in der freien Hand den Leuchter mit dem brennenden Lichte. Der Schein fiel auf Bernhard, der — den Hut aus der Stirn zurückgerückt, den kleinen Koffer am Arm — auf der Vorchwelle stand. Mit einem entsetzten Schrei schlug sie die Thür wieder zu und drehte den Schlüssel ab.

Bernhard war's, als ob eine Teufelskralle sein Herz zerriß. Thilde und . . . Er hatte jemand hinter ihr gesehen, eigentlich nur einen Arm, der sie umfaßt hielt. Einen Augenblick schwanden ihm die Sinne, er taumelte mit dem Kopfe gegen die Thür. Da hörte er ganz deutlich, daß die Stubenthür zugeschlagen wurde, und dann ein Geräusch auf der Giebelseite, als ob der Laden aufgestoßen und das Fenster aufgerissen würde. Er will entfliehen! brauste es durch sein Gehirn und reizte ihn auf. Mit einigen weiten Sprüngen war er um die nahe Ecke. Da glitt eben einer vom offenen Fenster, in dem er gesessen hatte, in das Stachelbeergebüsch. Er fiel auf die

Hände, riß sich mit Gewalt von den Dornen los, richtete sich auf und lief fort, der Hecke zu, die an einem Stacket entlang den Garten umfriedete.

Bernhard hinter ihm her. Er war schneller als der Fliehende, holte ihn dicht vor der Hecke ein und griff nach seiner Schulter. Der Mensch aber riß sich mit einem kräftigen Ruck los, sprang in die Hecke und gegen den Zaun mit solcher Wucht, daß die Stacketen brachen. Er stürzte über sie hin in den flachen trockenen Graben. Bernhard sprang auf ihn und drückte ihn nieder. Er kniete auf seinem Rücken und bearbeitete seinen Kopf mit den Fäusten. Der andere suchte ihn abzuwerfen, sich umzudrehen. Es gelang, aber nur für eine Secunde, dann war Bernhard wieder oben und führte wuchtige Faustschläge gegen sein Gesicht. „Ich schlage Dich todt, Hund,“ preßte er zwischen den eiskalten Lippen vor, „wer Du auch seist.“ Er fühlte warmes Blut an seinen Händen, ließ aber nicht ab. „Du entgehst mir nicht — hier halte ich Dich bis an den Morgen — lebend oder todt!“

Endlich wehrte sich der unten nicht länger. „Zum Teufel, lassen Sie ab, Weber,“ ächzte er. „Sie schlagen mich ja wirklich todt!“

Bernhard sprang auf. „Sie sind's,“ sagte er feuchend und wiederholte schmerzlich: „Sie sind's?“

„Na gewiß,“ wimmerte Peter Lübben, „wer soll's denn sein?“ Er suchte sich auf die Kniee zu heben. „Lassen Sie mich — fort und — schlagen Sie keinen Lärm — ich denke, das ist — für uns beide — das Beste.“

„Sie sind's?“ wiederholte Bernhard nochmals ganz

leise. Nun Lübben stand, erkannte er ihn auch an der Gestalt. Das ganze Gesicht war mit Blut besudelt.

Lübben suchte, bei jeder Bewegung stöhnend, in seinen Taschen. „Wo zum Henker ist denn mein Tuch?“

„Das liegt in der Laube,“ antwortete Bernhard, obgleich die Frage an ihn eigentlich garnicht gerichtet war, „mit der Briestasche zusammen.“

„Na, dann wußten Sie ja —“

„Nein, nein! Das . . .“ Er griff sich mit beiden Händen in die Haare und wühlte darin.

Lübben versuchte zu gehen und humpelte ein paar Schritte. „Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich nach Hause komme,“ jammerte er. „Sie haben ja ganz unvernünftig — losgeschlagen.“

Bernhard ging ihm nach und faßte ihn am Arm. „Hören Sie —“

„Was, was, was? Machen Sie keinen Spektakel, sag' ich Ihnen. Was geschehen ist, ist geschehen — warum soll's außer uns beiden einer wissen? Lassen Sie mich — gehn, Weberchen — und bedenken Sie — Mensch ist Mensch.“

Bernhard zog die Hand fort. „Bestie“ — knirschte er zwischen den Zähnen. Er verfolgte den Principal nicht weiter, der sich an dem Stacket um den Garten herum tastete. Als er die Schattengestalt aus den Augen verloren hatte, suchte er seinen Hut auf und trat auf die niedergeworfenen Zaunlatten. Dort blieb er eine lange Weile stehen. Sollte er ins Haus? Er schüttelte sich wie im Fieber. Dann bog er doch die Hecke auseinander

und zwängte sich durch, um gleich wieder stehen zu bleiben. Wenn er jetzt einträte . . . Vor den Augen tanzten ihm gezackte Feuerlinien. Er hatte Angst vor sich selbst. „Nein, Mörder nicht —“ murmelte er, vor seinen eigenen Gedanken entsetzt. Er kehrte um und stürmte auf das Stoppelfeld hinaus, das sich an den Graben schloß. Weiter und weiter!

Als die Sonne aufging, war er an der See. Er mußte sehr gelaufen sein, denn er war müde zum Hinfallen und sein Athem flog. Er setzte sich auf einen Stein und starrte in die Wellen, die langgezogen heraufkamen, sich überschlugen und den Strand bespülten. Zehnmal — tausendmal in gleicher Weise. Es war zum Wahnsinnigwerden.

Er bedeckte die Augen mit den Händen und fing zu weinen an. Bald schluchzte er wie ein Kind. Dann schien er etwas von sich abzuwerfen und weit von sich zu schleudern, so zuckten seine Arme nieder. Langsam beruhigte er sich. Er griff in den Sand, hob eine Hand voll auf und ließ ihn durch die Finger rieseln. Dieses Spiel wiederholte er immer wieder. Plötzlich erhob er sich laut auflachend. „Es ist ja zu unsinnig!“ Er ging dem Wasser näher, fing die Ausläufer der Wellen ab und wusch sich das Gesicht. Es schien ihn zu erfrischen.

Von Westen zogen dunklere Wolken auf. Ueber dem Meere hingen sie tief und ließen in breite Regenstreifen aus. Es war empfindlich kalt. Ueber Nacht schien es Herbst geworden zu sein.

Bernhard wendete sich wieder der Stadt zu, deren

Thürme im Nebel kaum erkennbar waren. Er ging eine Weile am Strande entlang durch den tiefen Sand oder in der Schälung. Dann nach einer halben Stunde überschritt er den Damm. Ein Ende weiter hätte er nach seinem Häuschen rechts abbiegen können, und er blieb auch stehen und schien zu überlegen. Aber er setzte dann doch den Weg auf den Fluß zu fort. Schon kam der Schiffsbauplatz in Sicht.

Dorthin lenkte er seine Schritte; er trat in das Lübben'sche Haus ein, ging aber nicht ins Bureau, sondern fragte nach dem Herrn. Der liege zu Bett, hieß es. Er habe in der Nacht einen schweren Fall gethan und sich das Gesicht ganz abgeschunden. Er wollte ihn sprechen und wurde zu ihm gelassen.

Herr Peter Lübben ächzte und stöhnte. Ueber Stirn, Nase und Mund waren Compressen mit Carbolwasser gelegt; aus den geschwollenen Augen schien er kaum sehen zu können. „Sie haben mich schön zugerichtet,“ sagte er, als Bernhard zu ihm trat, „in vierzehn Tagen werde ich nicht wieder heil.“

„Und ich mein Leben lang nicht,“ antwortete Bernhard.

„Ach, das denken Sie sich so,“ tröstete Lübben. „Es verwächst sich. Was ist denn nun dabei! Es bleibt ganz unter uns. Nicht wahr, lieber Freund, es bleibt ganz unter uns?“

Er hob die Hand, die am Knöchel mit einem Tuche verbunden war, um sie ihm zu reichen, ließ sie aber mit einem Schmerzlaut wieder sinken, als Bernhard sie nicht nahm.

„Ich komme Sie zu fragen, was nun werden soll,“ sagte dieser streng.

„Was nun werden soll,“ wimmerte der Kranke, „ja, was nun werden soll. Wenn Sie — vernünftig wären, Weberchen . . . Wissen Sie, ich gebe Ihnen zehntausend Mark, das ist eine hübsche Summe, damit können Sie irgendwo was Nettes anfangen. Was meinen Sie? Und die Frau lassen Sie hier.“

Bernhard zuckte es in allen Fingern. „Ich will Ihr Geld nicht,“ zischte er, „und die Frau — können Sie umsonst haben.“

„Aber regen Sie sich doch nicht wieder auf,“ bat Lübben. „Ich thue ja doch, was ein anständiger Mensch thun kann. Es steht ganz für sich. Und die Frau — sehen Sie, die Frau war doch eigentlich nichts für Sie — für einen so armen Kerl wie Sie, mein' ich. Die hätte einen nehmen müssen —“

„Lassen wir das,“ fiel Bernhard ein, dem die Augen feucht wurden. „Ich komme, Sie zu fragen, ob Sie Thilde heirathen wollen, wenn sie von mir geschieden ist.“

„Heirathen — heirathen,“ ächzte Lübben. „Das ist so eine Sache. Eine schöne Frau, und . . . Und ich weiß ja gar nicht mal, ob sie mich haben will — glaub's auch nicht. Verliebt ist sie sicher in mich nicht gewesen.“

„Aber es ist Ihre Pflicht, sie jetzt nicht im Stiche zu lassen,“ sagte Bernhard, seinen Ofel niederzwingend.

„Das will ich auch nicht,“ versicherte Lübben, „das will ich auch nicht. Aber . . . Warum wollen Sie sich durchaus scheiden lassen und die dumme Geschichte vor

die Gerichte bringen? Dann kann ich doch auch nicht —“

„Hören Sie meinen Entschluß,“ unterbrach Bernhard. „Ich werde Thilde nicht bloßstellen — und den Nichtswürdigen, der ihre Schwäche mißbraucht hat, ihretwillen auch nicht. Aber ich verlasse sie noch heute auf Nimmerwiedersehen; damit gebe ich ihr einen gerechten Scheidungsgrund, und ich fordere nur das Eine — daß sie ihn benutzt, um mir die Freiheit wiederzugeben. Sagen Sie ihr, daß sie mich in den Tod treibt, wenn sie nicht . . .“

Er konnte vor Bewegung nicht weiter sprechen und wendete sich ab.

„Na, das werden wir schon machen,“ sagte Lübben, „ist ja auf die Art ungeheuer einfach. Herr Gott, nehmen Sie die Sache aber trübsalig! — Wenn ich das geahnt hätte Es kann einem wirklich leid thun.“

„Auch im weiteren verlasse ich mich darauf, daß Sie nicht wie ein ehrloser Wicht handeln werden,“ endete Bernhard, der sich kaum noch auf den Füßen erhielt, das Gespräch und verließ das Zimmer.

Nun ging er nach Hause.

Als Thilde ihn eintreten sah, sprang sie auf, lief in die Kammer, riß das Kind aus seinem Bettchen und hielt es wie zum Schutze vor sich hin. „Tödte mich nicht — tödte mich nicht!“ rief sie in furchtbarer Angst.

„Du kannst ganz ruhig sein,“ entgegnete er mit einem verächtlichen Lächeln, „es geschieht Dir nichts. Aber das Kind gehört mir.“

Er nahm Käthe auf den Arm und liebte sie. Im Augenblick schien er allen Schmerz vergessen zu haben.

Nun warf Thilde sich ihm zu Füßen. „Kannst Du mir verzeihen, Bernhard,“ rief sie schluchzend. „Ach Gott, wenn Du wüßtest . . . Aber was weiß ich selbst? Es ist so gekommen — eins nach dem andern — erst nur aus Langweile, und dann aus Troß — und aus Eitelkeit . . . Glaube mir, im Herzen bin ich Dir nie untreu gewesen — ich verachte, ich verabscheue den Menschen — und nie wieder, nie . . . Glaube mir doch nur!“

„Um so trauriger für Dich, wenn ich Dir glaube,“ antwortete er. „Was geschehen, scheidet uns.“

Sie umfaßte seine Kniee. „Dann hast Du mich nicht geliebt, Bernhard — dann war ich auch Dir nur das Weib, das Du seiner Schönheit wegen begehrtest — dann warst Du mit Deinem Herzen nie bei mir!“

„Es kann so sein,“ sagte er mit zitternder Stimme, die Augen schließend, weil ihn ein Schwindel ergriff.

Thilde schluchzte laut.

„Steh auf,“ bat er nach einer peinlich langen Minute. „Wir wollen in Frieden scheiden.“

„Scheiden —“ rief sie, „scheiden! Und was soll aus mir werden?“

„Herr Lübben kennt meinen Willen, er wird Deine weiteren Schritte lenken — hoffentlich zu Deinem Heil.“

„Ich will ihn nicht mehr sehen, ich will . . . Nein, lieber zu meiner Mutter.“

Er zuckte wie erschreckt. „Zu Deiner Mutter! —“ Und dann fast tonlos: „Auch das werde ich nicht mehr

hindern können. — Aber Du wirst unter allen Umständen erst hören müssen, was Herr Lübben Dir zu sagen hat — es betrifft auch die sanfteste Lösung unseres Verhältnisses.“

Sie stand auf. „Und wo — soll ich nun bleiben, Bernhard?“

„Hier. Ich gehe.“

„Du — !“

„Noch heute. Und das Kind nehme ich mit mir.“

„Das Kind!“ schrie sie in wildem Schmerz auf. „Thu' mir das nicht an — nur das nicht.“

„Es muß sein.“

Er sprach diese Worte mit solcher Entschiedenheit, daß Thilde nicht weiter zu widersprechen wagte. Er reichte ihr die Kleine. „Nimm Abschied,“ sagte er.

„Und gleich — ?“

„Gleich.“

Er packte Käthchen's Betten und Kleider, dann auch für sich Kleider und Wäsche in eine Kiste, die er dem Gärtner abkaufte, und ersuchte ihn, sie ihm auf seinem Handwagen nach dem Bahnhofe voraus zu fahren.

Thilde ließ jetzt alles geschehen, ohne weiter einen Einwand zu erheben. Sie saß auf dem Sopha in die Ecke zurückgelehnt, hatte das Köpfchen der Kleinen an die Brust gedrückt und weinte still.

Nach einer Stunde war Bernhard mit allen Vorbereitungen fertig. Er trat zu Thilde. „Es ist Zeit.“

Er löste die kleine Käthe sanft aus ihrem Arm.
„Noch einen Kuß,“ jammerte sie, „noch einen . . . Wann
werde ich Dich wiedersehen?“

„Leb' wohl!“ sagte er, alle Kraft zusammennehmend,
und ging.

VII.

Während der ganzen Reise, die zweimal an Kreuzungsstellen der Eisenbahnen einige Stunden unterbrochen werden mußte, hielt Bernhard sein liebes Rätchen auf dem Schoß, es mochte wachen oder schlafen. Das Kind war nun der ganze Rest seiner Lebensfreude.

Erst am nächsten Morgen langte er in seiner Vaterstadt an.

Er ließ seine Kiste vorläufig auf der Bahn und begab sich sogleich, das Kind auf dem Arm, nach der Gasse, in der seine Mutter wohnte. Wenn er nicht nach rechts und nicht nach links sah, sondern mit gesenktem Kopf seinen Weg fortsetzte, so geschah es nicht, weil er selbst unbeachtet sein wollte, sondern weil er meist in so ernste Gedanken versunken war. Mitunter sprach er mit Rätchen, die ihre verwunderten Augen überall hatte, ein paar Worte. Sie kämen nun bald zur Großmama und zur Tante — wie die sich über das artige kleine Mädchen freuen würden! Und dann sollte es auch süße Milch geben und ein Brötchen und vielleicht ein Stückchen Zucker Dabei dachte er an ganz andere Dinge.

Und dann war er die drei Treppen hinaufgestiegen

und hatte klopfenden Herzens die Glocke gezogen. Sie schlug mit dem so oft gehörten schwirrenden Ton an. „Horch, Räthchen! Das ist die Glocke.“

„Noch einmal,“ bat das Kind.

Und er wartete, bis der schlürfende Tritt näher kam und die bekannte liebe Stimme fragte: „Wer ist da?“ Antworten konnte er nicht. Er klopfte nur leise mit dem gekrümmten Finger an, wie er es auch früher wohl gethan hatte, um sich zu melden.

Nun wurde rasch geöffnet. Die Justizräthin, noch etwas grauer geworden, sonst aber unverändert, schaute mit den freundlichen Augen aus dem dunklen kleinen Flur nach der Treppe hinaus. „Bernhard —!“ schrie sie auf, „mein Junge — Du!“

„Mutter — Mutter — liebe Mutter!“ Er zog sie mit dem rechten Arme stürmisch an sich und drückte sie fest an die Brust. In diesem Augenblicke war alles Leid vergessen.

„Und das —?“ fragte sie, als sie sich endlich freimachen konnte, mit Thränen in den Augen.

„Mein kleines Mädel, meine Räthe. Räthchen,“ rief er dem Kinde ermunternd zu, „die Großmama!“

Die Kleine besah sich die fremde, doch von einer Photographie her nicht ganz unbekannte Frau mit ängstlichen Blicken. Das war jedenfalls nicht dieselbe Großmama, die sie noch in Erinnerung haben mochte. Da Bernhard sie ihr auf den Arm geben wollte, verzog sie das Mäulchen, aber nur ein ganz klein wenig, dann hatten die freundlichen Augen sie angelockt. Und nun ließ sie

sich auch willig küssen, streicheln und in die Stube tragen. Da gab es so viel Merkwürdiges zu sehen, daß sie eine Weile ganz „wie starr“ war.

„Und Thilde?“ fragte die Rätthin nicht ohne etwas Zaghaftigkeit. Sie hatte ihn schon, während sie mit der kleinen Enkelin spielte, unvermerkt prüfend ins Auge gefaßt. Es hätte sie nicht gewundert, wenn er allein zum Besuch gekommen wäre. Aber mit dem Kinde ohne Frau . . .

Er schüttelte ernst den Kopf. „Wir beide sind allein, Mutter.“ Die Worte kamen nur mühsam heraus. Ein schluchzender Ton ließ sich vernehmen, der aber gewaltsam unterdrückt wurde.

„Herr Gott, sie ist doch nicht —“

„Nein, Mutter, nicht todt — aber . . .“

Er konnte nicht weiter, sank in einen Stuhl, kreuzte die Arme über dem Tisch und legte das Gesicht darauf.

Es dauerte eine Weile, bis er sich soweit erholt hatte, um über seine letzten Schicksale Auskunft geben zu können. Die Mutter beschäftigte sich indessen mit dem Kinde und ließ ihm Zeit, sich zu beruhigen. Ihr ahnte etwas sehr Trauriges, das sie nicht spät genug erfahren könnte.

Dann erzählte er in kurzen Sätzen, was geschehen war — nur das zum Verständniß Nothwendigste und mit so viel Schonung der unglücklichen Frau, als möglich war, sich selbst einen großen Theil der Schuld beimessend, daß die Ehe ihr nicht das erhoffte Glück gebracht habe. „Wir waren von Grund aus zu verschiedene Menschen.

Sie konnte nicht zu mir, und ich — wollte sie nicht verstehen.“

„Und nun bin ich hier, Mutter,“ schloß er, sich in den Schultern aufrichtend, „um Dich zu fragen, ob Du Rätchen zu Dir nehmen willst. Ich weiß noch nicht, wo ich bleibe, sobald der Scheidungsproceß im Gange ist. Ich hoffe, er wird rasch beendet sein, wenn Thilde meinem Rathe folgt. Es kann sein, daß ich weit fortgehe — vielleicht außer Landes. Das entspricht meiner Stimmung am besten. Das Kind ist noch zu jung, um ohne weibliche Pflege bestehen zu können, und ich habe es zu lieb, um ihm nicht die treueste zu wünschen, wie schwer mir die Trennung auch wird. Ich will's nicht umsonst haben, aber —“

„So rede doch nicht!“ fiel die Rätthin beinahe ärgerlich ein. „Das ist meines Sohnes Tochter, und so lange ich lebe, wird für sie gesorgt sein. Sollte ich unerwartet abberufen werden, so ist ja auch noch Deine Schwester Ruth da. Was Dich betrifft, mein armer Junge, so steht Dein Stübchen noch ziemlich unberührt. Außer daß allerhand Schurrumm dorthin aus der Hand gestellt ist, der aber in einer halben Stunde beiseite geschafft sein soll. Wenn Du also willst, kannst Du sogleich wieder einziehen.“

Er küßte ihr dankbar die Hand und das graue Haar. „Ich muß ja,“ sagte er, „und wie gern!“

„Nun aber sollt Ihr erst etwas zu essen haben. Ihr werdet tüchtig hungrig sein,“ meinte sie.

Er wollte sie zurückhalten. „Nein, laß Mutichen —“

Sie machte sich los. „Ei was! Nahrung braucht der Mensch, wenn er leben soll; und zum Sterben ist's ja, Gott sei Dank, noch nicht. Sonst wärst Du nicht hier. Einen tüchtigen Schlag hat's Dir gegeben, das kann ich mir vorstellen, aber . . . Na, davon reden wir ein anderes Mal. Und das kleine Dingelchen, das will doch seine Milch haben.“

„Mille, Mille!“ rief Käthe.

„Siehst Du.“ Sie nahm die Kleine wieder auf den Arm. „Warte, Du sollst gleich einen großen Topf voll haben. So gut wird sie freilich nicht sein, wie Du sie gewöhnt bist. Aber heute noch bestelle ich Dir bessere, wie sie von der Kuh kommt.“ Sie nahm sie nach der Speisekammer mit, setzte sie auf eine Fußbank, schob einen Stuhl davor und stellte den Topf darauf, nach dem Käthe sofort mit beiden Händen griff. „Halt! aber erst was verbinden. So, nun kann das Kind trinken.“

Bernhard sah trotz seines Kammers mit einem Wohlgefühl, das er lange nicht empfunden hatte, auf die Gruppe hinab. Er setzte sich nun auch an den Tisch und sprach dem Frühstück zu. „Wo ist denn Ruth?“ fragte er. Es lag ihm schon auf der Zunge, seitdem die Mama ihrer erwähnt hatte.

„Ach, Ruth — die ist bei der Frau Doctor.“

„Bei welcher Frau Doctor?“

„Ja so, Du weißt nicht. Nun, Fräulein Bertha Werholz hat sich vor einem Jahr mit Doctor Schneller verheirathet.“

„Mit dem alten Junggesellen?“

„Er ist noch nicht so alt und sie nicht mehr so jung. Heimlich verlobt waren sie eigentlich schon seit langer Zeit — das heißt so, daß sie selbst nichts davon wußten. Sie passen trefflich zusammen, und ausgesprochen haben sie sich endlich, nachdem Fräulein Bertha sich von ihrem Bruder getrennt hatte — oder eigentlich eine lange Weile nachher, da er immer keine Courage hatte; aber es wäre wahrscheinlich gar nicht dazu gekommen, wenn sie in der Apotheke geblieben wäre. Sie leben sehr glücklich mit einander.“

Er nickte. „Und Ruth verkehrt da im Hause.“

„Ja, die Frau Doctor hat sie sehr lieb und scheint zu wünschen —“

Sie stockte. Da er nicht fragte, fuhr sie nach einer Weile fort: „Es ist am besten, wenn Du gleich erfährst, was sich da anbändelt. Der Apotheker —“

„Ruth wird doch den Menschen nicht —!“ fiel Bernhard jetzt scharf ein.

„Du hast ihn natürlich nicht in der günstigsten Erinnerung, und ich will ihn auch nicht weiß waschen. Aber er hat sich nach der letzten bösen Erfahrung wirklich sehr zu seinem Vortheile verändert. Er ist viel ernster und gefester geworden, ich möchte sagen männlicher. Er flunkert nicht mehr so herum und nimmt sich mit allem Fleiße seines Geschäfts an. Für Ruth hat sich seine Neigung auch nicht so stürmisch gefunden wie für die jungen Damen, mit denen er sich immer nicht schnell genug verloben konnte, um ihrer dann eben so rasch satt zu werden. Und seine Schwester, der er sich vertraute —

was sonst nie geschah — hat ihm gesagt, sie leide nicht, daß er etwas anfangen, was er nicht auch zum guten Ende zu bringen gesonnen sei. Er sollte einmal erst eine gehörige Prüfungszeit durchmachen und sich die Liebe des Mädchens, das eigentlich für ihn viel zu schade sei, mit dem Aufgebote aller seiner guten Eigenschaften zu erringen suchen. Er hat sich denn auch alle Mühe gegeben, mein Vertrauen zu erwerben, und Ruth — “

„Ruth?“

„Ich glaube, sie ist ihm recht gut, hütet sich aber, ihm entgegenzukommen, und wartet flug ab, bis er sich ein Herz faßt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hält er's nun nicht lange mehr aus.“

„Ich werde mich schwer an den Gedanken gewöhnen können,“ sagte Bernhard. „Freilich ist ja jetzt ein Haupthinderniß für mich fortgeräumt. Wenn ich nicht mehr durch Thilde . . .“

„Vielleicht für ihn auch,“ meinte die Mama. „Aber lassen wir die Dinge sich ruhig weiter entwickeln. Wenn die Frucht reif ist, wird man den Baum nicht zu schütteln brauchen.“

Die Hausglocke schlug an. „Das ist sie,“ bemerkte die Räthin. „Weißt Du“ — sie überlegte ein wenig — „es wäre am Ende gut, wenn sie Dich nicht gleich zu Gesicht bekäme. Ich sage ihr, was zu sagen ist, und es braucht dann unter Euch nicht weiter die Rede davon zu sein. Geh also ein Weilchen ins andere Zimmer. Räthchen kannst Du mir hier lassen. Da habe ich gleich einen guten Anknüpfungspunkt.“

Es geschah nach ihrem Willen. Bernhard brauchte nicht lange zu warten, bis nebenan der Jubel losbrach. Die kleine Käthe wurde tüchtig abgefüßt und fügte sich dieser stürmischen Begrüßung mit musterhafter Artigkeit. Dann öffnete sich die Thür und Ruth flog ihm an die Brust. Die Freude des Wiedersehens war so groß, daß sie im Augenblicke die traurige Veranlassung seiner Rückkehr ganz vergaß. Erst als sie ihm in die Augen sah, die feucht schimmerten, fiel es ihr wieder ein, und nun liefen auch ein paar Thränlein über ihre Wangen. „Ich hätt's nicht für möglich gehalten,“ sagte sie. „Aber gut konnte das doch nicht werden, und so ist's wohl für Dich am besten, daß sich's rasch entschieden hat. Aber mein Nichte! Das ist ja ein reizendes Kind. Und daß sie Dir so ähnlich sieht! Wir werden sie auch sehr lieb haben, sodaß sie die Mutter nicht vermißt.“

Bernhard legte ihr die Hände auf die Schultern und betrachtete den lieben Krauskopf mit innigem Wohlbehagen. „Wie hübsch Du Dich ausgewachsen hast! Und ich höre ja von der Mutter, daß Du auch einem Anderen sehr gefällst —“

„Still, still!“ fiel sie ein, „davon darf noch gar nicht geredet werden.“ Sie wendete sich lachend zur Räthin. „Es ist zu komisch, Mama. Die Frau Doctor hat ihm eine letzte Bedenkzeit gesetzt, und nun bittet er sie alle Tage flehentlich um Abkürzung. Aber sie ist furchtbar fest und will keinen Tag nachlassen. Mir erzählte sie das alles, als ob ich gar kein Recht hätte, ungeduldig zu werden. Und das steht bei mir auch fest: wenn er bis

zum Ende gehorsam wartet, bekommt er von mir einen Korb.“ Listig mit den Augen blinzeln fügte sie hinzu: „Ich denke aber, er hält's nicht mehr drei Tage aus.“

Bernhard räumte, als man sich auferzählt hatte, sein Stübchen auf. Das Schiff stand da noch, aber nicht auf dem Tisch, sondern in einer Ecke, mit einem Stück Zeug bedeckt. Er lüftete es ein wenig und gönnte seinem Werk einen Blick. Sehr merkwürdige Erinnerungen stiegen in ihm auf. Was war das für eine Freude damals . . . Und wie hätte vieles nicht so ganz anders werden können! Er biß die Zähne zusammen. Und ich that doch, was ich mußte, klang es tröstend in ihm.

Unvermuthet kam gegen Mittag Ellen Greenfish zum Besuch. Ruth, die sie im Flur empfing, wurde sehr verlegen und schien sie am liebsten gar nicht einlassen zu wollen. „Aber ich halte Dich ja nicht lange auf,“ sagte Ellen und ging an ihr vorbei.

„Ach, deshalb —!“ wehrte Ruth ab.

Käthchen schlief auf dem Sopha. Ellen sah sie und stutzte. „Wem gehört das Kind?“

„Das ist meine kleine Nichte, Käthe Weber.“

Ellen stand mit dem Gesicht von ihr abgewandt; Ruth konnte nicht sehen, ob darauf eine Veränderung vorging. „Deines Bruders Bernhard Tochter?“ Der Stimme war keine besondere Bewegung anzumerken. Nur daß die überflüssige Frage gestellt wurde, konnte vielleicht auffallen.

Eine Antwort wurde auch nicht abgewartet. „Er ist wohl mit seiner Frau hier?“

„Nein — ohne sie.“

„So, so.“

Ellen fragte nicht weiter. Sie machte aber auch keine Anstalt, sich zu entfernen, sondern setzte sich ans Fenster. „Ich wollte Dir nur erzählen,“ sagte sie in so ruhiger Weise, daß die Nachricht sie nicht erregt haben konnte, „daß nun in absehbarer Zeit bei Braunsfels Hochzeit ist. Emstall will nicht länger warten, und die Mama hat nachgegeben, so schwer es ihr geworden sein mag. Sie hat das Brautpaar nicht eine Minute allein gelassen und vermag sich noch immer nicht vorzustellen, wie Toni überhaupt ohne sie leben kann. Ich wollte Deine liebe Mama recht schön bitten, mir zum Polterabend ein Gedicht zu machen, da ich doch wohl irgend etwas auffagen muß. Sie versteht das so gut.“

„Du aber auch.“

„Ach —! Ich möchte da nicht meine eigenen Gefühle in Reime bringen. Und fürchte mich, zu spät zu werden, wenn ich etwas Besonderes sage. Das Allge-
meinste ist das Unschädlichste.“

„Die arme Mama wird gewiß wieder von allen Seiten in Anspruch genommen werden,“ plänkelte Ruth weiter. „Kannst Du nicht mit ihr Mitleid haben?“

„Aber ich komme ja zuerst zu ihr,“ antwortete Ellen lächelnd, „da wird's ihr noch leicht. Bitte nur für mich.“

„Und jetzt, wo sie überdies das Kind zu beaufsichtigen hat!“

„Bleibt das so lange hier?“

„Immer.“

Ellen kam diese Antwort sehr unerwartet. Sie sah die Freundin eine Weile mit ganz großen Augen, erst ungläubig, dann forschend an. Auf dem langen, noch immer schmalen Gesichte schien jeder Nerv gespannt. Was hieß das: immer? Doch nur: für unbestimmte Zeit — sie wird nicht zurückkehren. Und die Mutter nicht mit — Bernhard ohne seine Frau? Das eine Wort gab viele Räthsel auf. Aber auch jetzt fragte sie nicht, nicht einmal so viel, als erlaubt gewesen wäre, ohne grade neugierig zu erscheinen. Die Spannung wich dann auch rasch wieder, der Blick wurde ruhig wie vorher. Sie fing von etwas Gleichgültigem zu plaudern an.

Ruth dachte bei sich: die will zeigen, daß sie sich in der Gewalt hat, und damit traf sie wahrscheinlich auch das Rechte. Aber es konnte ihr auch wenig Mühe kosten, bei diesem unerwarteten Vorgange ruhig zu bleiben. Hatte doch Ellen niemals nach ihrem Bruder gefragt, seitdem er fortgezogen war, und sich nie in ein Gespräch gemischt, bei dem die Rede auf ihn kam. Grade als wenn er für sie gar nicht mehr auf der Welt gewesen wäre. Das war ihr früher nicht einmal sonderlich aufgefallen oder hatte sich für ihr empfindsames Herz halb und halb von selbst verstanden; jetzt aber stimmte Ellen's Benehmen genau dazu, und es konnte sich dann doch fragen, ob Bernhard ihr nicht wirklich gleichgültig geworden sei.

Es war ihm nicht gesagt worden, daß Ellen zum Besuch gekommen sei. Nun öffnete er die Thür, um sich nach etwas zu erkundigen, und trat erschreckt zurück, als er sie erblickte.

Ellen sah es. „Aber treten Sie doch näher, Herr Weber,“ sagte sie ganz gelassen, „ich genire Sie hoffentlich nicht.“

„Ich wußte nicht, gnädiges Fräulein“ — entschuldigte er sich.

Ein bitteres Lächeln zog um ihren Mund, gleich wieder verschwindend. „Aber nun wissen Sie, daß ich da bin, und werden mich doch wohl lieber hier begrüßen wollen, als bei zufälligem Beegnen irgendwo auf der Straße.“ Sie reichte ihm die Hand.

Er berührte sie kaum; die Art, wie Ellen zu ihm sprach, hatte ihm etwas Fremdes, trotz des leichten Tones Bedrückendes. Sie war nun ganz die vornehme junge Dame, die ihre Stellung zu ihm bestimmte und ihn zwingen wollte, auch seinerseits alles Vergangene zu vergessen. Er hätte ihr dankbar dafür sein sollen, aber es war ihm im Augenblick zu Muth, als ob er einen neuen Verlust erlitte, vielleicht einen noch schwereren, als er schon erlitten hatte.

„Ich werde genöthigt sein, auf der Werst Ihres Herrn Vaters wieder um Arbeit zu bitten,“ sagte er sehr ernst, „zunächst wenigstens — und dann darf sich's fragen, ob Sie von dem Schlosser auch nur noch gekannt und begrüßt sein wollen.“

„Das mögen Sie dann halten, wie es Ihrem Tactgefühle gut scheint,“ entgegnete sie, „ich vermag die näheren Umstände nicht zu beurtheilen.“

„Heute bin ich aber noch frei,“ sprach er und hob dabei den Kopf. „Ich darf mir deshalb wohl erlauben,

meine Freude darüber auszusprechen, Sie wieder gesundet zu sehen, gnädiges Fräulein. Sie waren, wie ich hörte, sehr krank, und es ist mir wirklich eine große Freude —“

„Ich danke Ihnen,“ fiel sie abwehrend ein. „Ich war thörichter Weise wirklich recht krank. Das Recept zu meiner Heilung schrieb ich mir selbst. — Und Sie bleiben nun also wieder hier?“

„Ja — bis die Scheidung eingeleitet ist.“ Er sagte das, wie man eine Thatsache mittheilt oder auf eine schon bekannte Thatsache Bezug nimmt.

Ellen stutzte. „Die Scheidung?“

„Ich glaubte, Sie hätten schon durch meine Schwester erfahren —“

„Nein, nein,“ unterbrach Ruth.

„Es wird Sie auch kaum interessiren,“ fuhr er fort, „außer daß es ihnen den Grund meines Hierseins erklärt, nach dem Sie zu fragen schienen.“

„Aber so fremd sind Sie mir doch nicht geworden, Herr Weber,“ sagte Ellen mit leisem Vorwurf, aber sonst recht kühl. „Es würde mir aufrichtig leid thun, wenn Sie in Ihrer Ehe das erwartete Glück nicht gefunden hätten — aufrichtig.“ Das letzte Wort sprach sie in der Wiederholung mit etwas wärmerem Ausdruck.

Er preßte die Lippen zusammen. Nach einer Weile sagte er leise: „Es ist nicht nur eine traurige, sondern auch recht häßliche Geschichte, die ich erzählen müßte. In wenige Sätze läßt sie sich nicht einmal fassen, ohne ganz unverständlich zu sein. Ich habe meine Frau verlassen und bin somit der schuldige Theil. Sehen auch Sie mich

dafür an, Fräulein Ellen. Ihres Mitleids — halte ich mich nicht für würdig.“

Ellen blickte finster vor sich hin. „Es ist jedenfalls nicht meine Absicht, Ihnen mit meiner Theilnahme lästig zu fallen,“ antwortete sie; dann stand sie auf. „Darf ich meinem Vater mittheilen, daß Sie Arbeit suchen?“

Er überlegte einen Augenblick. „Wenn ich bitten darf, nein. Ich melde mich ordnungsmäßig auf der Werst bei dem Beamten, der die Arbeiter einstellt. Der Herr Commerzienrath erfährt gar nichts davon und bemerkt mich wohl nicht einmal. Das wäre mir auch das Liebste.“

„Wie Sie wünschen,“ entgegnete Ellen förmlich und wendete sich zum Gehen, indem sie Ruth die Hand reichte. An dem Sopha vorüber wurden ihre Schritte langsamer. Eine Secunde lang machte sie Halt und beobachtete das schlafende Kind. Sie schien mit sich zu kämpfen, ob sie herantreten sollte. Sie that's nicht, aber sie drehte den Kopf ein wenig zurück und sagte: „Das bleibt Ihnen doch!“

Bernhard schaute ihr mit ganz eigenen Gefühlen nach, bis sie das Zimmer verlassen hatte. Der Abschied der Freundin an der Thür dauerte diesmal nur ganz kurze Zeit. Wahrscheinlich sollte er wissen, daß über ihn nicht gesprochen würde. Als Ruth zurückkehrte, erledigte er rasch die Angelegenheit, die ihn zum Eintritt veranlaßt hatte, und ging dann wieder in seine Stube.

Was Bernhard im Sinne lag, hatte er gemeint mit der Schwester nicht erörtern zu können. War er bis dahin mit allen Gedanken bei seinem Leide gewesen, so hatte

Ellen nun unabsichtlich die Erinnerung an die fernere Vergangenheit heraufbeschworen. Wenn er anfangs nicht so blind gewesen wäre — und später nicht so gewissenhaft. . . . Es überkam ihn einen Augenblick die Schwäche, sich mit Vorwürfen zu quälen. Oh! wenn er für Ellen leidenschaftlich etwas gefühlt hätte — keine Schranke wäre ihm zu hoch gewesen! Das war's. Es fehlte der Zwang der Leidenschaft. Und so sah er nicht und wollte er nicht sehen, was sich ihm liebenswürdig bot. Deshalb war er so verständig, so gewissenhaft — — lächerlich gewissenhaft. — Gewissenhaft! Ein sauberes Verdienst!

Und nun zürnte Ellen ihm. Nein, so viel hatte sie nicht einmal mehr für ihn übrig. Diese steife Haltung, dies steinerne Gesicht, dieser kühle Blick, diese bleierne Stimme — nein, er war für sie nicht mehr anders auf der Welt, als die Tausende, an denen sie gleichgültig vorüberschritt — gleichgültig, oder allenfalls mit einem gleichen Maß von allgemeinem Wohlwollen. Es klang ihm immer im Ohr nach: „so fremd sind Sie mir doch nicht geworden. . .“ So fremd! Aber doch fremd, fremd. Als ob nie . . . Natürlich! Wie hätte er's denn anders erwarten können? Auch da — alles vorbei!

Es fränkte ihn nicht — bei ruhigerer Ueberlegung mußte er sich ja sagen, daß es so nur ihm selbst erwünscht sei — aber es machte ihn doch eine Weile noch trübsinniger. Und dabei — es war ihm selbst wunderbar — meinte er doch Ellen ganz anders zu sehen, als sie sich ihm jetzt zeigen wollte. Es schien in seinem inneren Auge ein Schleier fortgezogen, der früher ihre Gestalt ver-

dunkelt hatte. Er sah sie plötzlich, wie er sie damals hätte sehen müssen, wenn nicht ein Trugbild . . . Fort, fort! Wie unvernünftig, zurückzuschauen!

Aber es zwang ihn doch.

Jetzt erst fühlte er's als einen stechenden Schmerz, Ellen verloren zu haben.

VIII.

Die Dinge hier nahmen ihren Verlauf, wie Bernhard es vorhergesehen hatte. Er meldete sich auf der Werst und wurde als Arbeiter angenommen. Eine bevorzugtere Stelle beanspruchte er nicht; sie war auch zur Zeit nicht einmal frei. Davon, daß der Commerzienrath von seinem Wiedereintritt auch nur wußte, wurde nichts bemerkt.

Er fand auf der Werst vieles verändert. Nicht äußerlich grade, obgleich ihm auch da auffallen mußte, daß einige von den größten Hellingen leer standen. Die Cantine war nach außerhalb verlegt; die Arbeiter mußten, wenn sie frühstücken wollten, eine Arbeitspause machen und am Ausgang ihre Nummer aufhängen. Von dem früheren patriarchalischen Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern zeigte sich kaum noch eine Spur. Beide Theile grenzten ihre Befugnisse und Verbindlichkeiten scharf ab. Leistung und Lohn standen sich gegenüber, als ob sie das ganze Interesse erschöpften. Aus allen Aeußerungen der Arbeiter ergab sich ein Geist der Unzufriedenheit und Zuchtlosigkeit. Die Gemüther wurden in häufigen Versammlungen durch Wanderredner aufgeregt und beruhigt.

sich auch in den Werkstätten nicht leicht. Der Ton im Ganzen war verroht. In den Familien gab es mehr Zank und Hader, da die Männer ihre verdrießliche Stimmung ins Haus übertrugen und die ehelichen Lasten zu drückend fanden. Bernhard hätte es nicht für möglich gehalten, daß in so kurzer Zeit der sichere Boden, auf welchem eine Gesellschaft von fleißigen und zufriedenen Menschen stand, so gründlich unterwühlt werden konnte.

Er selbst arbeitete nicht mehr so freudig als sonst. Seine Gedanken irrten immer weit ab; er wollte auf dieser Arbeitsstelle gar nicht warm werden. Konnte es sich doch für ihn nur um eine kurze Uebergangszeit handeln, die nun einmal durchgemacht werden mußte. Daß er weit auswärts sein Glück zu versuchen hätte, sobald er frei wäre, stand für ihn fest. Nicht so leicht freilich beantwortete sich die Frage, wo und wie das neue Leben begonnen werden sollte.

Nach zwei Wochen endlich erhielt er einen Brief von Herrn Peter Lübben. Er lautete: „Lieber Herr Weber! Ich hätte Ihnen gern Wort gehalten, wie Sie sich wohl denken können, obgleich die Sache doch auch zwei Seiten hat. Nämlich, daß hier an dem kleinen Ort der Spectakel schon groß genug ist und jeder auf mich mit dem Finger zeigt. Denn die Gärtnersfrau hat natürlich geplappert. Aber doch! Wenn die hübsche Frau gewollt hätte, wär' mir alles Andere egal gewesen, und es würde sich mit der Zeit wohl auch ausgeglichen haben. Die Leute müssen mir ja doch kommen. Nicht wahr? Die hübsche Frau hat aber nicht gewollt. Als ich sie wieder sprach, nachdem ich so

zur Noth ausgeheilt war, zeigte sie sich wie umgewandelt, und es fehlte nicht viel, so wäre sie mir mit den Nägeln zu Leibe gegangen. Ich sei ihr ganzes Unglück, schrieb sie mich an, und sie wollte mich gar nicht mehr mit Augen sehen, auch nichts mehr von mir wissen. Die Wahrheit zu sagen, eine alte abscheuliche Kröte nannte sie mich, und es wäre jammerschade, daß Sie mich nicht mit dem Fuß zertreten hätten. So sind nun die Weiber! Na, ich bot ihr ein schönes Stück Geld an, aber sie wollte nichts nehmen und sagte, sie hätte schon an ihre Mutter geschrieben, und wenn die ihr das Nöthige schickte, würde sie zu ihr nach Berlin gehen und bei ihr leben. Die Sachen könnte der Gärtner für die Miethe behalten. Sie können mir glauben, lieber Weber, daß ich mir ganz ehrlich alle Mühe gegeben habe, ihr andere Gedanken in den eigensinnigen Kopf zu reden. Aber umsonst. Sie ist auch schon abgereist und wird Ihnen wohl aus Berlin weitere Nachricht zugehen lassen. Das wegen der Scheidung müßte sie erst mit ihrer Mutter besprechen, meinte sie. So kann ich also nicht helfen, lieber Weber, weder auf die eine, noch auf die andere Weise. Es war eine rechte Dummheit und thut mir auch sehr leid. Aber geschehen ist's nun mal. Und wissen Sie was, lieber Weber? Sagen Sie sich deshalb nicht in den Tod. Viel haben Sie ja an der Frau doch nicht verloren, denk' ich. Und weil sie doch nun von hier fort ist und sicher nicht wiederkommt, und Sie sich auch scheiden lassen wollen — was meinen Sie, lieber Weber, wenn Sie eiligst zurückkehren und bei mir in Ihre alte Stellung treten? Schwamm

drüber! Ich weiß, was ich an Ihnen habe, und Sie können mit mir auch zufrieden sein. Werde ich noch älter, so trete ich Ihnen das Geschäft vielleicht ganz ab. Wollen Sie? Dann schreiben Sie blos auf eine Postkarte: Ich komme. Das Weitere macht sich von selbst. Wir sind ja doch vernünftige Männer. Was? In dieser Hoffnung Ihr ergebenster Peter Lübben."

Bernhard zerknitterte ingrimmig das Blatt. So um sein Lebensglück betrogen zu sein! Für nichts und wieder nichts. Thilde wollte nicht einmal die Frucht ihrer Untreue pflücken! Ganz kopflos hatte sie . . . Und geschah das nun aus einem Gefühl der Reue heraus, daß sie lieber in das Haus der Mutter zurückkehrte? Dieser Mutter — dieser Mutter! Was war das für ein Haus? Was erwartete sie dort? Nachdem sie einmal so tief gesunken war — nun ohne jeden sittlichen Halt . . . Ihn schauderte. Wäre sie Lübben's Frau geworden, die Frau dieses rohen, aber im Grunde gutmüthigen Menschen, der ihr das Leben nach dem Maße ihres Herzensbedürfnisses angenehm und bequem einrichten konnte, er würde beruhigter gewesen sein. Was dieser Mann ihm selbst bot, hätte ihn empört, wenn er nicht bei dem Schreiber den gänzlichen Mangel des Verständnisses für sein feineres Empfinden hätte voraussetzen müssen. Lübben muthete ihm nur zu, was er selbst in solchem Falle unbedenklich angenommen hätte und wofür er, da er es nun großmüthig anbot, Dank erwartete.

Bernhard zerriß das Blatt und warf voll Ekel die Fetzen weg.

Es war nicht das letzte Häßliche, womit er sich abzufinden hatte. Bald darauf langte auch ein Schreiben von seiner Schwiegermutter an. Sie überhäufte ihn mit Schmähungen wegen seiner Lieblosigkeit und konnte nicht genug Worte des Bedauerns für ihr armes Kind finden, das er auf dem Gewissen habe. Sie wolle nicht einmal von der Grausamkeit sprechen, ein so zartes Geschöpf, das jedes Grafenschloß geziert hätte, in eine elende Arbeiterwohnung zu führen und zu Magddiensten zu nöthigen; daß er der jungen Frau aber keinen passenden Umgang verschafft, jedes Vergnügen versagt und sogar den Briefwechsel mit der leiblichen Mutter verboten habe, werde jeder ganz unverantwortlich nennen. Wie könne er sich wundern, wenn unter solchen Umständen eine Frau, deren Mann tagüber außer dem Hause sei und abends abgespannt zurückkehre, auf die unsinnigsten Gedanken verfalle und Thorheiten begehe, von denen das Herz nichts wisse! Wenn er das bedacht hätte, würde er über den bedauernswerthen Vorfall gar kein großes Geschrei erhoben, eher sich selbst ernstliche Vorwürfe gemacht und ein richtigeres Verhalten gelobt haben. Sie wolle Thilde nicht entschuldigen — das that sie freilich in jeder Zeile — aber verzeihlich sei ihr Fehl gewiß, und sich zu ihrem Richter aufzuwerfen habe er nicht das mindeste Recht. „Ich denke,“ schloß sie, „Sie werden inzwischen schon zur Besinnung gekommen sein und eingesehen haben, daß Thilde bestraft genug ist. Sie versichert, Sie noch immer zu lieben. Mir unbegreiflich will sie nochmals Ihre Armuth mit Ihnen theilen, wenn Sie versprechen, ihr nichts nach-

zutragen. Sie sehnt sich auch nach ihrem Kinde und wird in keine Scheidung willigen. Wir werden abwarten, ob Sie das Herz haben, gegen die unglückliche Frau Klage zu erheben. Wir erwarten eher, daß Sie Thilde recht bald benachrichtigen, Sie hätten wieder eine Wohnung und wollten sie da freundlich annehmen. Für die Reisekosten und eine passende Ausstattung werde ich sorgen. Thilde weint viel und benimmt sich überhaupt manchmal ganz närrisch. Das muß ein Ende haben. Schreiben Sie bald, daß sie kommen kann. Bis dahin trotz aller unverdienter Kränkungen und Beleidigungen Ihre Sie hochachtende — Ulrike Blumberg.“

Auch diesen Brief beantwortete Bernhard nicht. Er hatte seiner Frau den Weg ebnen wollen, eine Lösung des Verhältnisses herbeizuführen, ohne sich vor Gericht schuldig bekennen zu müssen — mehr vielleicht von dem brennenden Wunsche geleitet, selbst unter jeder Bedingung befreit zu werden, als aus Großmuth. Jetzt dachte er schon ruhiger darüber. Es war ihm nicht viel mehr daran gelegen, ob das Eheband auch noch durch einen Richterspruch zerrissen werde oder dem Namen nach bestehen bleibe. An dem Entschlusse, selbst nicht zu klagen, hielt er fest.

Nun trug er sich viel mit Reiseplänen. Seine Gegenwart hier war ja des Processes wegen nicht mehr erforderlich, und die gewöhnliche Klugheit rieth, weiteren Annäherungsversuchen nach Möglichkeit weit aus dem Wege zu gehen. Es wurde damals viel von den deutschen Colonieen in Afrika gesprochen. Ein tüchtiger Mensch, der etwas von Arbeit verstehe und die Hände zu rühren

Lust habe, werde da gewiß Beschäftigung finden. Vor der Auswanderung nach Nordamerika wurde ernstlich gewarnt; in Californien oder am Cap auf die Goldsuche zu gehen, hatte er keine Neigung. Den Lockungen nach Südamerika traute er nicht, schurkischen Agenten wollte er sich nicht verkaufen. In den deutschen Colonien aber würde er gegen ungerechte Behandlung geschützt sein und mit nichts anfangen können. Er dachte sich's zudem als ein patriotisches Werk, da draußen doch gewissermaßen dem Vaterlande eine Arbeitskraft zu erhalten.

Dann schien man sich in Berlin doch anders besonnen zu haben. Eines Tages erhielt Bernhard eine gerichtliche Aufforderung, binnen zwei Wochen seine Frau bei sich aufzunehmen und das eheliche Leben mit ihr fortzusetzen. Er wußte, daß ein solches Mandat der Klage wegen bösslicher Verlassung vorangehen mußte, die also doch wohl beabsichtigt war. Nun entschloß er sich, an Thilde zu schreiben, um ihr zugleich ein Beweisstück in die Hand zu geben. „Du weißt, was uns für ewig trennt,“ hieß es in diesem Briefe, „erspare Dir also die Reise und jeden Versuch, mich durch Dein persönliches Erscheinen umzustimmen. Auf's bündigste erkläre ich hiermit, daß ich unsere unglückliche Ehe als gelöst betrachte und zur Wiedervereinigung nie die Hand reichen werde. Ich gehe binnen kürzester Zeit in's Ausland. Wir werden uns im Leben nicht wiedersehen. Auf mich Rücksicht zu nehmen, darf ich Dich nicht bitten. Handle, wie es Dein Vortheil zu verlangen scheint. Dem Anwalt, dessen Namen das beifolgende Blatt anzeigt, ertheile ich Vollmacht zu

meiner Vertretung in allen Angelegenheiten. Wenn es Dir beliebt wende Dich an ihn. Ich möchte Dir gern ein aufrichtiges Lebewohl zurufen, aber ich weiß nicht, ob Du mich verstehen kannst und willst. Und doch, auch so: Lebe wohl und verzeihe meinen Irrthum! Lebe wohl! Bernhard Weber."

Auch Erfreuliches hatte sich in dieser Zeit ereignet.

Gleich am ersten Abende, als Bernhard von der Werst nach Hause ging, fing ihn der Apotheker Merholz auf der Straße ab und bat um die Erlaubniß, ihn ein Stück begleiten zu dürfen. Er habe das Gefühl, äußerte er sich stotternd, daß Bernhard nach gewissen bedauerlichen Vorkommnissen nicht gut von ihm denke, und das bedrücke ihn sehr. Es sei sein Wunsch, sich einmal gründlich auszusprechen zu können. Bernhard wußte ja, was im Werke war, und hielt still, so peinlich ihn auch alle die Dinge berührten, die hier nothwendig zur Sprache kommen mußten. War es doch auch ein Beweis von Achtung, daß Merholz meinte, sich bei ihm in besseres Licht stellen zu müssen, und zugleich eine liebenwürdige Rücksicht gegen die Schwester. Er schien ihm, wie er sich nun frei aussprach, wirklich ein ganz anderer Mensch geworden. Als Merholz sich verabschiedete — sie waren noch mehrmals die Barbaragasse auf- und abgegangen — glaubte er die freudige Gewißheit mitnehmen zu können, sich bei dem Bruder des geliebten Mädchens in der Achtung wiederhergestellt zu haben.

Und nun zögerte er auch nicht länger, zu thun, was ihm das Herz gebot. Ruth hatte wirklich die Genug-

thung, eine förmliche Liebeserklärung zu erhalten, bevor Frau Doctor Schneller die Genehmigung dazu ertheilt hatte. Es bereitete ihr ein großes Vergnügen, die verehrte Freundin durch die Nachricht überraschen zu können, daß sie glückliche Braut sei. „So ist's nun ganz nach meinem stillen Wunsch gegangen,“ sagte Frau Bertha, sie abküssend, „und diesmal — dafür verbürge ich mich — wird's halten.“

Die Verlobung wurde sogleich bekannt gemacht, und es fehlte nun in der Pukstube der Justizräthin nicht an Gratulanten. Auch Frau Braunsfels kletterte wieder die dritte Stiege hinauf und war sehr gerührt. „Eine so gute Partie für das liebe, bescheidene Mädchen — und Herr Merholz hätte ja gar keine bessere Wahl treffen können — ein wahrer Segen für die alte Rathsapothek!“ Und dann, immer mit dem Tuch an den Augen: „Ihnen, meine beste Justizräthin, wird es ja natürlich sehr schwer werden, sich von dem lieben Kinde zu trennen. Aber das ist doch nun einmal das Loos der armen Mütter. Wenn ich an meine Toni denke . . . Die Hochzeit steht vor der Thür, und dann . . . Aber ich behalte sie wenigstens im Hause. Nur eine Treppe höher . . . Und die Hochzeitsreisen! Finden Sie nicht auch, daß sie eigentlich eine abscheuliche Gewohnheit sind? In den Gasthäusern . . . Nun ich habe mir schon etwas ausgedacht, Toni zu Hülfe zu kommen. Auf meinen Schwiegersohn kann ich mich ja verlassen, das ist ein Glück. Und wissen Sie, Liebste, wenn ein Mann so dankbar zu sein allen Grund hat — man kann etwas von ihm verlangen, nicht wahr?

Man kann Vorschriften machen. Aber doch — ich zähle schon vor Angst die Tage. Eine Freude freilich bleibt's immer, wenn eine Tochter sich verlobt. Und nun ein Mädchen ohne Vermögen — ich kann das ja sagen, da es die ganze Stadt weiß — ja, da ist die Freude doppelt. Einzig und allein das hübsche Gesichtchen und der liebenswürdige Charakter — Sie dürfen stolz sein. Hoffentlich stattet das Pärchen rasch seine Visiten ab, damit man es zur Hochzeit einladen kann. Und Sie, verehrteste Frau, dürfen uns keinen Korb geben — Ihre schriftliche Absage nehme ich gar nicht an — ach nein, es wäre zu nett, wenn wir Sie unter uns hätten."

Die Justizräthin entschuldigte sich. Eine so laute Festlichkeit sei nicht mehr für sie und sie habe dazu auch kein Kleid anzuziehen. Aber am Tage vorher werde sie ganz leise anklopfen und ihren Glückwunsch anbringen. Sie glaube auch nicht, daß Ruth und ihr Bräutigam sich der Gesellschaft würden zeigen wollen. Aber später würden sie gewiß nicht verfehlen . . . und so weiter.

Auch Ellen kam. Sie gratulirte sehr herzlich. „So hat sich alles nun doch gefügt, wie es sollte," sagte sie, und es ist sicher gut, daß sich das Glück etwas Zeit gelassen hat. Uebereilt nur auch die Heirath nicht. Ich habe mir immer einen längeren Brautstand als einen rechten Segen gedacht. Es ist doch nicht genug, daß zwei einander von Herzen gut sind. Das vereinigt sie. Aber dann müssen sie wirklich eins zu werden suchen, damit es nur noch eine Formel ist, was so vielen leider das Wesentliche scheint."

Sie nahm die kleine Käthe auf den Arm und liebte sie. Das that sie nun jedesmal, wenn sie Ruth besuchte. Mit Bernhard zusammenzutreffen brauchte sie nicht zu befürchten, wenn sie die Mittagstunde vermied. Das wurde ihr jetzt nicht schwer.

Bernhard las eifrig nach dem Abendessen Bücher und Berichte über die deutschen Colonieen. Endlich schien ihm Ostafrika die günstigsten Aussichten zu bieten. An der Küste bildeten sich dort Handelsplätze mit einer seßhaften Bevölkerung von Kaufleuten und Gewerbetreibenden. Es fand ein lebhafter Schiffsverkehr statt, und mancherlei Maschinen wurden in Thätigkeit gesetzt. Er meinte, als Schiffszimmermann, Schlosser oder Maschinist leicht eine lohnende Verwendung finden zu können.

Merholz bat ihn dringend, von ihm ein Darlehn anzunehmen, damit er drüben gleich selbständig etwas anfangen könne, und auch Frau Doctor Schneller, die durch Ruth erfuhr, was ihr Bruder beabsichtigte, kam wiederholt noch in später Abendstunde, um ihm das gleiche Anerbieten zu machen und eine solche Unterstützung als ganz unverfänglich darzustellen. Sie könne sich für ihr Geld gar keine bessere Anlage denken, denn sie rechne auf hohe Zinsen. Das sagte sie, um seine Skrupel zu beseitigen, aber Bernhard lehnte mit großer Zähigkeit jedes Anerbieten dieser Art ab. Es wäre der bedenklichste Leichtsin, die Freunde bei etwas zu betheiligen, wovon er selbst noch keine Vorstellung habe. Erst müsse er mit eigenen Augen sehen, nach eigener Erfahrung prüfen. Sollte ihm die Fremde leicht werden, so dürfe er sich nicht mit Verpflichtungen

belasten, die ihn ewig beunruhigen müßten. Nur wenige hundert Mark nahm er an, um im Nothfalle nicht ganz ohne Mittel zu sein. Die Reise sollte ihn womöglich nichts kosten, eher ihm noch etwas einbringen; er wollte sich in Bremen auf einem großen Dampfer als Zimmermann oder Maschinist verdingen.

Er schrieb auch dorthin, schickte seine Zeugnisse ein und wurde aufgefordert, sich zu bestimmter näher Zeit zu melden.

IX.

Das große Braunfels'sche Haus am Markte war innen und außen festlich geschmückt.

Bis auf die Straße hinaus reichten die beiden Reihen Topfgewächse, welche den Flur und die breite Treppe einfaßten. Im großen Saale wurde die Tafel für sechzig Personen gedeckt und mit den kostbaren Blumenarrangements bestellt, die als Geschenke von befreundeten Familien abgegeben waren, mit kunstvollen silbernen Aufsätzen und mit goldrandigen Gläsern, fünf oder sechs zu jedem Couvert gehörig. In der Mitte der Haupttafel wurden zwei Sessel mit Blumenguirlanden umwunden, und ein zweiter Gärtner war auf einer hohen Leiter beschäftigt, die Wände mit Gewinden von Rosen und Myrthen zu umziehen.

Heute sollte hier die Hochzeit des Fräulein Toni Braunfels mit dem Herrn Lieutenant a. D. Bolko von Emstall gefeiert werden. Zu zehn Minuten vor zwölf Uhr war die Equipage bestellt, welche das Brautpaar nach dem Standesamte fahren sollte. Vorher hatte sie Herrn Commerzienrath Greenfish abzuholen, der ersucht worden war, neben dem Brautvater als Zeuge bei dem feierlichen Acte zu fungiren. Nachmittags 4 Uhr sollte dann die

Trauung in der Marienkirche stattfinden, deren Empore um den Altar herum bereits in einen Palmen- und Blumengarten umgewandelt wurde. Daran hatte sich um fünf Uhr das Hochzeitsmahl zu schließen, zu dem die Honoratioren der Stadt bereits achtzehn Tage vorher eingeladen worden waren.

Frau Braunsfels befand sich schon vom frühen Morgen an in sehr erklärlicher Aufregung. Die kleine runde Frau weinte eigentlich unaufhörlich. Alles war ihr rührend. Wenn sie das feine Tafelgeschirr herauszugeben hatte, das sie selbst einmal zur Hochzeit geschenkt erhielt, wenn die Gärtnerburschen wieder eine Trage mit Blattgewächsen in den Saal hinausbrachten, wenn ein neuer prächtiger Blumenkorb mit eingesteckter Visitenkarte abgegeben wurde, wenn ihr Blick auf das weiße Atlaskleid fiel, das über mehrere nebeneinandergestellte Sessel ausgebreitet war, oder gar auf das Kränzchen von blühenden Myrthen, das neben dem Schleier auf einem Atlaskissen lag. Sie hatte ja ihr Kind bisher so gut behütet und glücklich auch über alle Fährlichkeiten des Brautstandes hinausgebracht. Und nun war der große Tag gekommen, der so lange sehnlichst herbeigewünschte und zugleich schmerzlichst gefürchtete: noch wenige Stunden, und ihre Toni war Frau von Emstall.

Sie konnte sich auch jetzt eine Trennung nur mit allerhand Vorbehalten als möglich denken. Die Wohnung für das junge Paar im zweiten Stocke war ja fertig eingerichtet. Wenn es sogleich da eingezogen wäre, hätte sie dies als eine große Erleichterung empfunden. Nun war aber die Hochzeitsreise doch für unvermeidlich erklärt, und

der Gedanke, daß ihr liebes Kind, dem sie stets die treueste Beratherin und Führerin gewesen, nun plötzlich ihrer Aufsicht gänzlich entzogen und gleichsam ahnungslos in die Gewalt des doch immer fremden Mannes gegeben werden sollte, der sie viele Meilen weit — allein mit ihr in einem Eisenbahnabtheil erster Klasse — entführte und Wochen hindurch in allerhand Hotels einquartirte, in denen sie nicht einmal sicher ein Brief erreichte — diese sie überallhin verfolgende Vorstellung hatte für sie etwas Schreckhaftes. Wie konnte ihre Toni, ohne die Mutter zu befragen, auch nur richtig beurtheilen, welche Stellung sie ihrem Manne neben sich anzuweisen hätte. Volko war mitunter schon so dreist gewesen, wenn die Augen der Schwiegermama nicht auf ihm ruhten. Ein paar Mal gelang es ihm trotz aller Wachsamkeit, Toni eine Weile für sich zu haben, und die Folgen hatten sich sogleich in einer auffallenden Störrigkeit des sonst so gut gearteten Kindes gezeigt. Und nun sollte Toni so lange nicht ihre Stimme hören, ihrem Blick entzogen sein! Das ängstigte sie unsagbar.

Sie hatte die Gefahr ein wenig zu vermindern gesucht, indem sie Volko durch ihren Mann bedeuten ließ, er sei grade in dieser Zeit im Geschäfte schwer abkömmlich; zwei Wochen könnten wohl genügen, dann müsse er selbst verreisen und brauche einen Stellvertreter. Darauf kamen die Bedenken, was man so spät im Jahre mit dieser kurzen Zeit anfangen könne. Sie reiche kaum für den Genfer See. Nur nicht sich die halben Tage und Nächte auf der Eisenbahn schütteln lassen und fortwährend das

Hotel wechseln; am verständigsten wäre es, einmal Berlin in aller Ruhe zu genießen. Sie wolle dann dahin nachkommen. Ihre Art sei es gewiß nicht, zu stören, und man könne sich ja auch nach Bedürfniß separiren; nur daß Toni nicht allein sei, wenn Bolko auch einmal ein paar Stunden frei von Pflichten gegen seine junge Frau sein wolle. Bolko hatte nicht zugestimmt, aber auch nicht widersprochen. Er wußte ja, daß er eigentlich nur der Form wegen befragt wurde. So höflich er behandelt wurde und so gern die verehrte Schwiegermama mit ihm paradierte, er täuschte sich doch darüber nicht, daß man bei ihm über den Mangel an Vermögen nur so gnädig hinwegjah und sehr einseitig das Glück zu schätzen liebte, das er mit dieser Partie machte. Warum sich seine Stellung verderben? Daß Toni ihn doch nicht halten würde, wenn er bei den Alten ins Schwanken käme, war sicher. Und wie leicht konnte dieselbe Laune der gnädigen Frau, die ihn unverhofft auf den Schild gehoben hatte, ihn auch wieder zum Abspringen nöthigen. Er schwieg still und wartete seine Zeit ab.

Nun half die Stadträthin der Jose, das Fräulein für die Fahrt zum Standesamt anzufleiden. Es war eine einfache, aber kostbare Toilette gewählt, wie sie für die Gelegenheit passend erschien und doch genügend in die Augen fallen konnte. Es verstand sich ja von selbst, daß vor der Hausthür Hunderte auf die Abfahrt des Wagens warteten und wieder Hunderte vor dem Local des Standesbeamten sich angesammelt haben würden, wie nachmittags bei der Fahrt nach der Kirche wahrscheinlich Tausende.

Toni hatte Kopfschmerzen und sah recht bleich aus. Sie ließ sich ohne Widerspruch etwas Noth auflegen, auch sonst alles gefallen und antwortete, immer dem Weinen nahe, kaum auf Fragen. Vielleicht fehlte ihr jede bestimmte Vorstellung, wie so ein Hochzeitstag recht gemüthlich verlaufen könnte, aber wenn sie an die Qual dachte, die noch auszustehen war, sobald sie nun erst zur kirchlichen Trauung würde unter der Mama Aufsicht frisirt und costümiert werden, und wie lange sie in der Kirche würde stehen und nachher in dem engen, steifen Kleide an der Tafel sitzen und so viele Reden anhören müssen, wurde ihr ganz schwarz vor den Augen. Wenn nur erst das Reisekleid angezogen wäre! Aber dahinter lag wieder etwas ganz Ungewisses, gar nicht Faßliches, nur durchwogt von einer Fluth meist unverständlicher Regeln, die dem mütterlichen Munde entströmte, als müßte jede Minute noch ausgenutzt werden . . . Toni konnte an ihrem Hochzeitstage so gar keine rechte Freude haben!

Die Equipage hatte Greenfish bereits abgeholt. Umstall schickte sie zurück: er werde zu Fuß kommen. Die bestimmte Zeit verging aber, ohne daß er erschien. Braunsfels zog wiederholt die Uhr und lief dann nach dem Zimmer seiner Tochter. „Seid Ihr fertig?“ rief er hinein.

„Gleich,“ antwortete seine Frau. „Ist Bolko schon da?“

„Nein, noch nicht. Ich begreife nicht . . . Er ist überall unpünktlich, im Geschäft und —“

„Auf ein paar Minuten kommt es ja nicht an,“ be-

ruhigte die Stadträthin, indem sie fortfuhr, die bauschigen Ärmel an dem Kleide Toni's auszuzupfen.

Die paar Minuten vergingen auch, ohne daß der Bräutigam sich blicken ließ. Als Braunsfels eben dem Diener den Auftrag gab, ihn zu erinnern, erschien statt seiner seine Mutter, die Generalin von Emstall, die zur Hochzeit eingetroffen war und bei der Commerzienrätthin logirte. Sie war eine stattliche Dame, der von Jugend auf die Bemühung, sich eine vornehme Haltung zu geben, zur Gewohnheit geworden war. Sie mußte einmal ungewöhnlich schön gewesen sein, und ihr von grauen Locken umrahmtes Gesicht hatte noch jetzt einen lieblichen Zug, wenn sich das herrische Auge senkte. Sie sprach sehr leise, fast flüsternd, immer in gewählten Ausdrücken oder mit einer Modulation, die dem Gewöhnlichen einen edleren Klang gab. Auch alle ihre Bewegungen blieben auf das geringste Maß beschränkt. So nöthigte sie auch zu einem immer maßvollen Benehmen auf der anderen Seite.

Der Bankier und Stadtrath, dem sie etwas unbequem war, ging ihr entgegen, um ihr die Hand zu küssen.

„Willkommen, gnädigste Frau,“ sagte er. „Wenn ich geahnt hätte, daß es Ihr Wunsch wäre, das Paar zur Fahrt aufs Standesamt zu verabschieden, hätte ich Ihnen ja den Wagen geschickt. Daß ich nicht anfragen ließ, ist unverzeihlich.“

„Ersparen Sie sich alle Vorwürfe,“ entgegnete die Generalin. „Mein Schwager hätte ja gern anspannen lassen. Ich komme aber von meinem Sohne.“

„Von Ihrem Sohne — ja, wo bleibt unser Volk?“
Er sah wieder nach der Uhr. „Es ist zwölf. Unbegreiflich! Ich wollte eben den Diener —“

Sie hob kaum merklich die linke Schulter. „Er wird schwerlich Erfolg haben.“

„Wie das, wie das, gnädigste Frau?“

„Volk wäre gewiß längst hier, wenn nicht eine sehr bössartige Migräne ihn zu Hause gefesselt hielte. Ich kenne bei ihm diese Zustände, die ihn für den Augenblick völlig niederwerfen.“

„Aber er hat sonst nie geklagt —“

„Die Aufregung wahrscheinlich — ein besonderer Grund . . . Ich weiß nicht. Er schickte deshalb zu mir, damit ich ihn entschuldige. Es sei ihm für jetzt ganz unmöglich —“

„Aber, aber, aber —!“ stotterte Braunsfels sehr verlegen. „Was soll denn nun geschehen? Der Zustand kann doch nicht so schlimm sein, daß nicht bei etwas Energie . . . Ah, ah! Der Standesbeamte wartet — sein Bureau ist nur bis ein Uhr offen. Wenn die Stunde versäumt wird, kann ja nachher die kirchliche Trauung . . . Er muß sich zusammennehmen.“

„Ich habe ihm das alles auch schon vorgestellt,“ versicherte Frau von Umstall, „aber mein Sohn ist in solchem Falle ganz willenlos. Ich fürchte, die Feier wird abgesagt werden müssen.“

Der kleine Herr gerieth in ein bedenkliches Wackeln. Das glatte Gesicht röthete sich bis zur Nasenspitze, und die Augenlider flimmerten mit großer Geschwindigkeit.

„Aber das kann ja nicht sein,“ stotterte er, „ohne die zwingendste Veranlassung . . . Sie erlauben, daß ich meine Frau benachrichtige. Der Arzt wird ja ein Mittel wissen —“

Die gnädige Frau lächelte ganz eigen. „Wohl schwerlich. Ich sprach gestern noch spät in die Nacht hinein mit meinem Sohne über die Zukunft, und da kamen allerdings Dinge zur Sprache, die ihn ungewöhnlich aufgereggt haben können. Es scheint wirklich so, als ob Bolko — besonders unter den obwaltenden Umständen, bei ungleichen Standesverhältnissen . . . als ob Bolko etwas zu vertrauensvoll — wie soll ich sagen — die nöthige Sicherung seiner berechtigten Ansprüche unterlassen hat. Das beschwerte ihn sehr.“

Nun zogen sich ihm plötzlich die Augenbrauen hoch auf und der Mund wurde spitz. „Ah so!“ sagte er, halb verstehend, „und heute am Hochzeitstage. . .“ Er strich sein glattes Kinn fortwährend mit den Fingerspitzen und rieb sie dann aneinander, als ob er etwas auf die Erde krümelte. Die gnädige Frau, die ihm gleich so wenig sympathisch gewesen war, machte ihn nun nervös. Er wendete sich mit einer leichten Verbeugung ab. „Entschuldigen Sie — es muß doch etwas geschehen, und die Sache ist dringend.“

Er eilte wieder in Toni's Zimmer, wo er seine Frau richtig vermuthete, und nahm sie auf die Seite. Sie erzählte, um was es sich handelte. Ihr Schreck war groß. „Aber was heißt das?“ stammelte sie. „Toni hat auch Kopfschmerzen — das ist doch kein Grund. Und ein Mann —“

„Merkst Du denn nichts?“

„Was soll ich merken?“

„Dein ritterlicher Schwiegersohn —“

„Mache mich nicht ärgerlich. Du weißt, daß ich solche Sticheleien in den Tod hasse.“

Er zuckte die Achseln. „Na — es ist da irgend eine Dummheit. . . . Das Beste wird sein, ich fahre selbst zu ihm.“

„Bringe ihn gleich mit,“ schloß Frau Braunsfels. „Toni ist fertig. Willst Du Dir denn Dein Kind nicht einmal ansehen? Wunderhübsch, nicht wahr?“

„Später, später,“ rief der Stadtrath und lief fort.

Auf der Treppe ergriff er einen der Diener am Arme und zog ihn mit sich. Im Flure auf dem Fensterbrette schrieb er mit seinem kleinen Bleistift, den er stets in der Westentasche trug, auf eine Visitenkarte: „Verehrter Herr College! Unwohlsein des Bräutigams hindert uns leider, die Zeit pünktlich einzuhalten. Schließen Sie gütigst nicht das Bureau bis auf weitere Meldung. Zu allen Gegendiensten bereit —“ und befahl dem Manne, sie auf das Standesamt zu tragen und dort dem Herrn Stadtrath Klein abzugeben. Er selbst warf sich in den Wagen und dirimirte ihn nach der Wohnung des Herrn von Emstall.

Er fand Volko auf dem Sopha liegend, mit etwas rothem Kopf, aber sonst ohne bestimmte Zeichen eines Leidens. „Aber was soll das denn?“ herrschte er ihn unfreundlich an. „Wir warten auf Sie — die Braut ist fertig — die angesetzte Zeit längst verstrichen, und Sie —“

„Ich bleibe aus,“ ergänzte Bolko, indem er sich langsam aufrichtete. „Die Thatsache ist richtig.“

„Sie bleiben aus,“ wiederholte Braunfels voll Eifer. „Und weshalb? Ihre Frau Mutter sagt mir, daß Kopfschmerzen —“

„Ja, mir thut auch wirklich der Kopf weh,“ versicherte Bolko, sich die Stirn reibend. „Es ist kein Wunder. Der letzte Augenblick, in dem man noch über sich zu entscheiden hat. . . .“

Der Stadtrath ließ sich so heftig in einen Sessel fallen, daß die Sprungfedern rasselten. „Aber was soll das, was soll das? Sie haben lange genug Zeit gehabt, sich zu bestimmen. Ich wollte . . . Ach, es ist nun einmal so weit gekommen, läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Und da am Hochzeitstage fällt Ihnen ein — es ist unerhört!“

Bolko legte die Hand auf Braunfels Arm. „Lassen Sie uns ein verständiges Wort mit einander reden, lieber Papa,“ sagte er, immer in mattem Tone und gebeugter Haltung.

„Nun, nun, nun?“ feuchte Braunfels. „Das einzig Verständige, was Sie thun können, ist, sich eiligst anzuziehen und mit mir zu kommen. Was zu sprechen ist, sprechen wir im Wagen.“

Bolko schüttelte den Kopf. „Nein, nein, das geht nicht. Was zu sprechen ist, müssen wir hier abthun. Sagen Sie selbst, lieber Papa, soll mir nicht himmelangst werden, wenn die Mama in ihrer übergroßen Zärtlichkeit für Toni uns nicht einmal auf der Hochzeitsreise

allein lassen will? Auf die Weise kann ich ja nie darauf rechnen, eine Frau zu haben."

Braunfels krümelte wieder nervös mit den Fingerspitzen. „Das ist Unsinn," knurrte er ärgerlich, „ich hab's gleich gesagt, daß Sie damit nicht einverstanden sein könnten. Aber da hätten Sie ja —"

„Lieber Papa, der Mama läßt sich so etwas schwer ausreden, wie Sie wissen. Und zwei Wochen —! Das ist ja gar nichts. Da wird man nicht warm mit einander. Sehen wir dafür — zwei Monate, ohne vorgeschriebene Reiseroute natürlich, auch ohne Begegnung unterwegs —"

„Hm, hm, darüber müssen Sie sich aber doch mit meiner Frau einigen."

Der junge Herr duckte den Kopf in die Schultern. „Eine Einigung wird da wohl nicht gut möglich sein, wenn die verehrte Mama sich nicht entschließt, nachzugeben, bevor wir aufs Standesamt fahren —"

Braunfels sprang auf. „Sie wollen damit andeuten —? Aber das nenne ich heimtückisch handeln. In letzter Stunde — ah, ah!"

„Wenn Sie nicht unbillig urtheilen wollen, lieber Papa," entgegnete Emstall mit impertinenter Gelassenheit, „werden Sie zugeben müssen, daß in diesem besonderen Falle keine frühere Stunde brauchbar war. Ich habe gezögert und gezögert — das werden Sie begreiflich finden — und es geht mir auch jetzt sehr gegen den Strich, Sie gewissermaßen in Verlegenheit setzen zu müssen. Aber lieber spät eine vernünftige Grundlage zu gewinnen

suchen als ganz darauf verzichten. Meinen Sie nicht? Ich bitte Sie, setzen Sie sich wieder. Auf ein paar Minuten kann's nun schon nicht mehr ankommen, und — ich habe noch etwas auf dem Herzen, was mehr Sie angeht."

"Mich?" Der Stadtrath nahm wieder Platz, aber wie auf dem Sprunge. "Nun, nun? Geniren Sie sich nicht." Das klang spöttisch.

Herr von Gmstall stützte die Ellenbogen auf die Kniee und machte mit den Händen Bewegungen. "Ich müßte ja sehr undankbar sein," begann er, "wenn ich nicht bekennen wollte, daß Sie mir in Ihrem Geschäft eine sehr angenehme und einträglich-e Stellung angewiesen haben —"

"Das will ich meinen," fiel Braunsfels ein. "Sie haben wenig zu thun und bekommen einen Gehalt wie ein Bankdirector. Ich habe Ihnen überdies gesagt, mein Lieber, daß meine Tochter ein Mädelgeld erhalten soll, das Sie jeder Sorge für ihre besonderen Bedürfnisse enthebt. Dazu die große Wohnung in meinem Hause frei —"

"Ja, ja, ja! Aber doch . . ."

"Sollten Sie unberichtigte Schulden haben, obwohl ich —"

"Davon würde ich so wenig ein Gerede machen als wahrscheinlich Sie."

"Nun also?"

"Ich weiß nicht, lieber Papa — ich komme mir nicht Fisch nicht Vogel vor, wie man zu sagen pflegt. Für einen, der in Ihren Diensten steht, bin ich ja außerordent-

lich gut gestellt, außerordentlich. Aber wenn ich daran denke, daß ich Ihr Schwiegersohn werden soll —“

„Soll, soll —?“

„Es ist doch ein Unterschied, nicht wahr? Und es scheint mir gut, ihn rechtzeitig scharf zu betonen. Als Ihr Schwiegersohn — hm, hm — fühlen Sie nicht, daß ich da nicht ihr Commis sein darf? Es schickt sich auch für einen Mann meines Standes und für meine Familie nicht. Wirklich, es schickt sich nicht. Und es schickt sich auch für Ihre Tochter nicht. Sie mögen die Sache ansehen, wie Sie wollen. Da habe ich denn fest darauf gerechnet, daß Sie ein paar Tage vor der Hochzeit — oder meinetwegen am Hochzeitstage selbst mit mir zum Notar gehen würden, um irgend etwas zu fixiren.“

„Was, was, was?“ stotterte Braunsfels, frebseroth im Gesicht. „Ich denke, es ist schon genug, daß ich Ihnen meine Tochter —“

Volko verneigte sich. „Ich weiß diesen Vorzug zu schätzen, Herr Stadtrath, und ich liebe Ihre Tochter zu sehr, als daß es mir nicht der größte Schmerz sein würde, auf ihre Hand verzichten zu müssen. Aber ich habe Ehre im Leibe, Herr Stadtrath — ich sage mir, der Mann, der mir seine Tochter zur Frau giebt und in Vermögensangelegenheiten nicht das volle Vertrauen zu mir hat, der — der — der beabsichtigt, mich in einer unwürdigen Abhängigkeit von sich oder von seiner Frau und von seiner Tochter zu halten — und sehen Sie, Herr Stadtrath —“

Braunsfels zog seine Uhr halb aus der Tasche und

warf einen verstohlenen Blick darauf. „Warum nennen Sie mich denn immer Herr Stadtrath?“

„Für alle Fälle. Ich bin darauf gefaßt —“

Braunfels ließ die Finger an der dicken goldenen Uhrkette hinauffklettern. „Ja, was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte er. „Wir haben zur geschäftlichen Verhandlung verdammt wenig Zeit.“

Herr von Emstall hüstelte in seine schmale Hand. „Ich glaube, es ist in solchem Falle das Uebliche,“ bemerkte er, „daß man den Schwiegersohn förmlich als Gesellschafter aufnimmt. Ich gebe zu, die Form ist die Hauptsache; inhaltlich, wenn ich so sagen soll, kann man sich ja arrangiren, wie man will.“

„So, so, so,“ zischte Braunfels, die Backenmuskeln strammend. „Also doch! — Sieh mir einer! Wie gut Sie sich das ausgedacht haben. Na ja — ich habe auch selbst so etwas im Sinne gehabt, wie ich aufrichtig gestehen will. Aber ein Geschäftsmensch wie Sie — nehmen Sie mir's nicht übel, dazu gehört Courage. Sie verstehen ja gar nichts vom Comptoirdienst und werden in Ihrem ganzen Leben nichts dazulernen!“

Herr von Emstall lächelte wie sehr befriedigt. „Wer kann für sein Blut,“ sagte er. „Ich bin eigentlich überzeugt, Sie haben Recht, Herr Stadtrath. Es hat jeder seine besonderen Gaben, und im Rechnen bin ich immer etwas schwach gewesen.“

„Aber dann müssen Sie doch einsehen —“

Der junge Mann blickte, ohne sonst seine Stellung zu verändern, zu ihm auf und zwinkerte listig mit den

Mugen. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Stadtrath, zischelte er wie zwischen Scherz und Ernst, „aber Sie müssen nicht gleich aufschreien — kaufen Sie mir ein Rittergut.“

Braunfels schrie doch auf. „Ein Rittergut! Sind Sie des Teufels?“

„Es ist das Verständigste, was Sie thun können. Ich weiß eins in Pommern, das zum Verkaufe steht. Sehr preiswürdig. Wenn Sie fünfmalhunderttausend Mark anlegen wollen —“

Der Stadtrath sprang wieder auf und drehte sich einmal um sich selbst. „Das ist eine halbe Million!“

„Mark!“ Wieder ein etwas mitleidiges Achselzucken. „Ja — Sie können ja natürlich thun, was Sie wollen. Ich weiß nicht, wieviel Ihnen Ihre einzige Tochter vorläufig werth ist. Wirklich — das Verständigste wäre, Sie stimmten zu. Aber — wie Sie wollen.“

Braunfels setzte sich nicht wieder. Er sah nur nochmals nach der Uhr, erschrak, ergriff seinen Hut und stürmte fort. „So eine Schlange — so eine Schlange,“ zischte er im Wagen. „Aber die Unverschämtheit ist wenigstens imposant. Steckt mich in die Tasche — mich — ah!“

Braunfels hatte dann eine Conferenz mit seiner Frau, bei der sehr laut gesprochen wurde. Sie fand Emstalls Benehmen empörend, seine sogenannten Bedingungen unannehmbar. „Ueberhaupt Bedingungen! Wie kann so ein Mensch —“

„Greifere Dich nicht,“ bat er, „es ist gar nicht

nöthig. Wir sind glücklicherweise noch nicht gebunden, können jederzeit —“

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Zwei Monate auf der Hochzeitsreise — unglaublich!“

„Ach, das wäre noch das Wenigste.“

„Ja, und hinterher will er doch Toni auf das Rittergut mitnehmen.“

„Natürlich.“

„Und ich sehe und höre nichts mehr von ihr. Das unglückliche Kind! von meinem Herzen will er es reißen.“

„Und fünfmalhunderttausend Mark sind doch auch ein Posten Geld — so gleichsam à fonds perdu.“

„Ach das! Du hast es doch wohl dazu, Deiner Tochter eine halbe Million zur Aussteuer zu geben. Davon rede ich gar nicht. Aber diese ungeheuerliche Lieblosigkeit!“

„Ich bitte Dich nochmals, ereifere Dich nicht. Wir werden uns nichts abtrozen lassen — nicht das Mindeste. Es hängt ganz von uns ab, wie wir uns entscheiden wollen. Und ich bin mit mir durchaus einig. Ja, das bin ich. Ich schreibe diesem noblen Herrn sogleich, daß wir ihm für die Ehre danken —“

Frau Braunsfels ging händeringend im Zimmer hin und her. „O, dieser Skandal, dieser Skandal!“ rief sie. „Beim Standesamt absagen zu müssen — und dann in der Kirche —! Und wie soll man so schnell alle die Gäste avertiren? Und die Dienerschaft! Und hinterher wird Leopold ihn fordern müssen. . . . Ich überleb' es nicht.“

Der Herr Gemahl hatte sich in eine Ecke zurückgezogen und auf einen Stuhl gestützt. „Das hilft doch nun nichts. Wenn man entschlossen ist —“

„Und man kann's den Leuten ja gar nicht sagen,“ fuhr sie ihm in die Rede. „Wegen einer halben Million —! Das versteht kein Mensch. Und ein Rittergut ist wirklich ein ganz passender Besitz für so einen von altem Adel.“

„Und daß Du Deine Tochter auf der Hochzeitsreise hast begleiten wollen, begreift erst recht kein Mensch,“ bemerkte er gallig.

„O, Du bist sehr liebenswürdig,“ gab sie ihm spitz zurück.

„Ich schreibe also —“

Sie rang wieder die Hände, warf sich aufs Sopha und brach in einen Thränenstrom aus.

„Ich überleb's nicht! Diese Blamage — ich überleb's nicht.“

Nach einigen Minuten wurde sie ruhiger.

„Ich bin bereit, ein Opfer mütterlicher Liebe zu bringen,“ sagte sie heroisch. „Die Hochzeit darf nicht abgesagt werden.“

Braunfels schien schon nichts anderes erwartet zu haben.

„Du willst also —“

„Was ich muß.“

„Aber überlege reiflich —“

Sie stand auf. „Die Zeit drängt. Sei so freundlich, die Sache möglichst rasch in Ordnung zu bringen.“

Der folgsame Ghemann verbeugte sich.

„Wie Du befehlst, liebes Kind. Es wird wohl in der That das Klügste sein, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Dieser Teufelskerl! Imponirt mir doch.“

Der Stadtrath eilte ins Comptoir, wickelte eine Anzahl Tausendmarkscheine in ein Papier und schrieb darauf: „Zu einer zweimonatlichen Hochzeitsreise in beliebiger Marschrichtung.“ Dann setzte er auf einen Streifen in Wechselformat die Worte: „Gut für fünfmalhunderttausend Mark zum Ankauf eines Rittergutes“ und unterzeichnete mit seinem Namen. Seufzend packte er beide Schriftstücke in ein starkes Couvert, adressirte es an Herrn Bolko von Emstall und übergab es dem Diener in Livrée, der die Equipage zu begleiten hatte. „Warten Sie auf den gnädigen Herrn.“

Es dauerte nur kurze Zeit, bis der Wagen zurückkehrte. Herr von Emstall sprang heraus. Er hielt einen Blumenstrauß in der Hand und hatte den prächtigen Schnurrbart höher als gewöhnlich aufgewichst.

X.

In dem Augenblicke, in dem Herr von Emstall in den kleinen Salon trat, führte auch Frau Braunsfels von der anderen Seite ihre Tochter Toni dort ein.

Die Braut hatte von dem, was in der letzten Stunde geschehen war, keine Ahnung. Es war nicht ihre Art, besonders aufmerksam auf das zu achten, was um sie her vorging, und so fiel es ihr bei ihrem Kopfschmerz kaum auf, daß der Bräutigam sich so viel Zeit ließ und die Mama eine Weile verschwand, um mit erhitztem Gesicht und gerötheten Augen zurückzukehren. Es mochte wohl so zu der Unruhe eines solchen Tages gehören.

Herr von Emstall ging ihr entgegen, küßte sie und überreichte ihr den Strauß. „Verzeih,“ bat er, „daß ich auf mich warten ließ. Meine Migräne ist aber das eigensinnigste Ding von der Welt, es ist ihm nichts abzu-zwingen.“

„Und jetzt bist Du wieder ganz wohl?“ fragte Toni, nicht besonders theilnehmend.

„Ganz wohl. Der Druck auf die Stirn ist wie fortgeblasen; und nun ich Dich so reizend vor mir sehe —“

Er wendete sich zur Frau Stadtrath und küßte mehr-

mals ihre Fingerspitzen. „Sie sind mir gewiß schon recht böse gewesen, beste Mama,“ sagte er mit heiterster Unbefangenheit. „Aber wenn ich auf dem Standesamte umgefallen wäre — nicht wahr, eine noch weit peinlichere Situation?“

Sich zu Braunsfels umkehrend, schüttelte er kräftig dessen Hand. „Ich hoffe, lieber Papa, Sie haben ihren Einfluß im Magistrat diesmal in Familienangelegenheiten verwendet und uns einen kurzen Aufschub ausgewirkt. Ist's nicht so?“

Ohne die Antwort abzuwarten, ging er zu Greenfish hinüber und begrüßte ihn, nachdem er mit seiner Mutter einen verständnißinnigen Blick gewechselt hatte. Auch der Assessor war inzwischen erschienen und bis dahin mit dem Commerzienrathe im Gespräch gewesen.

„Aber, Kinder, jetzt ist's wirklich die höchste Zeit,“ rief Braunsfels, anscheinend in bester Laune. „Ich kann sonst nicht dafür gutstehen, das mein College nicht die Geduld verliert und nach Hause geht. Allons, allons!“

Er schob das Brautpaar, das sich grade wieder zusammengefunden hatte, nach der Thür und reichte Greenfish den Arm. „Thun wir unsere Pflicht, Verehrtester.“

An den Zwischenfall wurde mit keiner Silbe gedacht. Es war, als ob man sich das Wort gegeben hätte, ihn gänzlich zu ignoriren. Erst als der Wagen bereits abgefahren war, ließ Frau Braunsfels gegenüber Frau von Emstall, die sie zu sich auf das Sopha gezogen hatte, die Bemerkung fallen, man habe überlegt, ob Bolko nicht viel besser zum Landwirth als zum Kaufmann passe. Jeden-

falls habe er sich als Cavallerist die beste Pferdekennntniß angeeignet, was ja doch für einen Gutsbesitzer großen Werth habe.

„Es sollte mich aufrichtig freuen,“ sagte Frau von Emstall in ihrer leisen Weise, „wenn Ihr Herr Gemahl sich entschlossen haben sollte, den Umständen die gebührende Rechnung zu tragen. Die Emstall sind uralter Landadel. In den Kriegen, die unser Vaterland heimsuchten, haben sie ihren Besitz verloren und sind so genöthigt worden, später im Militärdienst ihre Ehrenstellung zu behaupten. Die Verbindung des jüngsten Sprosses mit einer angesehenen Kaufmannsfamilie erhält offenbar ihre volle gesellschaftliche Bedeutung erst dadurch, daß der alte Besitz hergestellt wird. Ich nehme an, daß Sie ein herrschaftliches Gut im Auge haben, dessen Einkünfte eine im besten Sinne standesgemäße Lebensweise ermöglichen. Die Begründung eines von Emstall'schen Fideicommisses würde den Glanz der Familie für die fernste Zukunft verbürgen.“

Frau Braunsfels fühlte sich durch diese Zustimmung und den eröffneten Ausblick geschmeichelt. Ihre Toni die Frau eines Majoratsbesizers! Das Zugeständniß, das sie so nothgedrungen gemacht hatte, verlor viel von seiner Bitterkeit. Sie nickte freilich nur, aber um ihren Mund spielte ein Lächeln der Befriedigung.

Der Assessor hatte sich entfernt, um den Greenfish'schen Damen noch einen Besuch abzustatten. Er war Ellen's Brautführer und hatte einen prachtvollen Strauß Rosen für sie bestellt, der schon abgegeben sein konnte.

Die standesamtliche Handlung verlief ganz glatt und

erweckte bei dem jungen Paare kaum eine feierlichere Stimmung. „Wir sind nun Mann und Frau,“ sagte Emstall auf dem Heimwege, wie scherzend.

„Ach, das ist nur so“ — antwortete Toni ebenso. „Die Mama sagt, es gehört dazu.“

„Mein, nein, nun ist's fest,“ bemerkte der Commerzienrath lächelnd.

„Ja, nun ist's fest,“ bestätigte Braunsfels, einen Seufzer unterdrückend.

Es war ein Frühstück aufgetragen. Nur für die Nächstbetheiligten. Toaste wurden vermieden, aber man stieß auf das Wohl des jungen Paares an. Auch nur leise und mit stillem Kopfnicken, als ob man sich den Effect bei der Hochzeitstafel nicht verderben wollte. Bolko war sehr munter und erzählte Anekdoten von früheren Kameraden, die bei solchem Frühstück in der Freude ihres Herzens zu viel gethan und sich beinahe die Hochzeit verdorben hätten. Toni nahm an der Unterhaltung sehr wenig theil und ließ auch jetzt ihre Mutter für sich sprechen. Es war, als ob sie etwas erwartet hätte, was nicht eintraf. Vielleicht daß Bolko seiner jungen Frau eine besondere Zärtlichkeit zuwenden sollte. Aber er spielte nur mit ihrer weichen Hand, die er wohl auch gelegentlich einmal küßte. Sonst war er wie immer, wenn die Mama dabei saß. Möglich, daß ihn seine Mutter genirte, deren steifvornehme Haltung den ganzen Tisch beeinflusste.

Dann trennte man sich wieder. Toni sollte noch ein Stündchen schlafen, um zur Haupttoilette munter zu sein. Die beiden alten Herren meinten, noch einge-

gangene Geschäftsbriefe durchsehen zu müssen. Bolko begleitete seine Mutter nach ihrem Zimmer im Greenfish'schen Hause, beruhigte sie völlig über den erfochtenen Sieg, und ging dann eine gute Cigarre zu rauchen. „Wer weiß, wann man sich die nächste wird anstecken können!“

Er machte darauf auch selbst Toilette, indem er die Uniform anzog, und fuhr ins Hochzeitshaus, seine schön-
geschmückte Braut nach der Kirche abzuholen. Sie sah wirklich in dem weiten Schleier und mit dem Myrthenfränzchen auf dem blonden Scheitel sehr hübsch aus und schien sich darüber zu freuen, Bolko in Uniform bewundern zu können. „Wie gut Dich das kleidet,“ lobte sie auffallend lebhaft, „ich wollte, Du gingest immer so.“

Die Mama hat ihn, mit seinen Sporen das Kleid zu schonen, das ganz mit feinsten Spitzen besetzt war. Er führte die Braut auch ohne Unfall die Treppe hinunter.

Wie vorhergesehen, stand da Kopf an Kopf. Die Hochzeit des Fräulein Toni Braunsfels war ja Stadtereigniß. Vor der Kirche wurde durch Schutzleute eine schmale, mit Teppichen belegte Gasse freigehalten. Als das junge Paar ausstieg, fing schon innen die Orgel an zu dröhnen. Die drei kleinen Fräulein Greenfish, die im zweiten Wagen folgten, trugen weiße Kleidchen mit farbigen Schärpen, hatten Blumenkörbchen am Arm und streuten ihren Inhalt vor dem Hochzeitspaar aus. „Ach wie niedlich!“ erscholl es wiederholt halblaut von den zu beiden Seiten des Hauptganges dicht gefüllten Bänken; dann führte Braunsfels Frau von Emstall, die lila Seide

und einen hohen Kopfsputz von Federn, auch eine alterthümliche Kette, wahrscheinlich ein Familienerbstück, trug, Commerzienrath Greenfish die Frau Stadtrath Braunsfels, deren Toilette nach allgemeinem Urtheil „ganz unbeschreiblich“ war. Der Oberbürgermeister endlich führte Frau Greenfish. Nun folgten sechs Brautführerpaare, voran Assessor Braunsfels und Ellen. Die übrigen Hochzeitsgäste schlossen sich an, wie eben die Equipagen auffuhren. Der Platz um den Altar füllte sich, und noch die ersten Kirchenbänke hatten für Trauzeugen reservirt werden müssen. Das junge Paar kniete vor dem Altar nieder. Ein Kirchenlied wurde, wenn nicht gesungen, aber doch von gedruckten Blättern still abgelesen. Dann sprach der Geistliche den Segen, nachdem er in seiner Rede zart betont hatte, wie dankbar beide Theile Gott sein müßten, durch Geburt und Besitz in die Reihe der Bornehmsten gestellt zu sein, und wie viel mehr Grund sie deshalb hätten, das leuchtende Beispiel einer wahrhaft christlichen Ehe in Liebe und Treu und werththätiger Frömmigkeit zu geben. Schließlich umzog das junge Paar, von den Brautführern und ihren Damen in die Mitte genommen, beim Klange der Orgel den Altar. Toni vergoß reichliche Thränen — sie wußte kaum, weshalb. Aber die Mama weinte ja auch.

Nach dieser Feier versammelten sich alle Geladenen in den Räumen vor dem Eßsaale, der noch geschlossen war, und hier fand nun die eigentliche Gratulationscour statt. Jeder Gast hielt eine kleine Ansprache. Als Ellen an die Reihe kam, fragte sie: „Wie ist Dir nun?“

„Ach, so schwer,“ antwortete Toni, „ich weiß gar

nicht, wie ich's bis zu Ende aushalten soll. Aber nicht wahr, Bolko sieht gut aus?"

Diese Frage erkältete Ellen augenblicklich. „Du bist zu beneiden," sagte sie spöttisch.

Das merkte Toni nicht. Sie blickte auf ihren Bruder, der seitwärts stand. „Folge mir nur bald nach," flüsterte sie während des Kusses.

Aus dem Speisesaal ertönte große Musik, der Brautmarsch aus „Lohengrin". Die Thüren öffneten sich, das junge Paar setzte sich an die Spitze des Zuges. Geräuschvoll nahm man Platz. Die Tischkarte in Golddruck verhiess eine Fülle von seltenen Gerichten und kostbaren Weinen. Rasch stellte sich nun allgemeine Heiterkeit ein, nachdem der würdige Geistliche auf das junge Paar den üblichen Toast ausgebracht und sehr galant, aber nach eigenem Geständniß „etwas heidnisch" die glückliche Verbindung von Mars und Venus gefeiert hatte.

Darauf erhob sich Greenfish zum Lebehoch auf die Eltern des Paares, und Braunsfels antwortete, indem er die Freunde des Hauses und die verehrten Hochzeitsgäste mit einem Trinkspruche bedachte. Sofort erhoben sich aus deren Mitte zugleich drei Herren, um mit erstaunlicher Ausdauer an ihre Gläser zu schlagen. Endlich behielt der Oberbürgermeister den Vorrang. Er meinte, mit verbindlichstem Dank für die Gäste doch ein Versehen gut machen zu müssen, und gedachte der weiteren Verwandten des jungen Paares auf beiden Seiten. Seine Concurrenten ließen sich aber das Wort nicht gänzlich nehmen; zwischen jedem Tellerwechsel gab's einen Ohren-

schmaus, ungerechnet die Musik, die Mühe hatte, ihr Programm zu erledigen.

Ellen saß neben dem Assessor Braunsfels. Sie schien in ihrem blauen Seidenkleide mit Spitzenpuffen und rothen Knospen in denselben sein Gefallen zu finden; jedenfalls bemühte er sich sichtlich, seine lebenswürdigsten Eigenschaften vorzuführen. Er unterließ alle faden Scherze und pikanten Zweideutigkeiten. Wenn er wollte, konnte er eine Weile ganz flug und verständig über nicht ganz gleichgültige Dinge sprechen, und diesmal war es sicher seine Absicht, der Nachbarin zu beweisen, daß er sich in Berlin auch mit der Kunst aufmerksamer, als sie meinen mochte, beschäftigt habe. Ellen nippte nur immer ein wenig von ihrem Glase. Aber der feurige Wein gab ihrem schmalen, wenn auch jetzt wieder sanft ausgerundeten Gesicht lebhaftere Farbe. Daß sie schöne Augen habe, konnte nicht bezweifelt werden. Der Assessor unterließ nicht, beim Gespräch sich vorzubugen, um einen Blick daraus aufzufangen.

Ellen befand sich in wunderlicher Stimmung. Toni war nicht ihre Freundin, aber man nannte sie allgemein so, und ein freundschaftliches Gefühl des Wohlwollens fehlte trotz allen Weitabgehens nicht. Und Toni feierte nun ihre Hochzeit mit Herrn von Emstall, der einmal ihr selbst zugebracht gewesen sein mochte! Nicht, daß ein Gefühl des Neides sie beschlichen hätte. Gewiß nicht! Sie gönnte Toni dieses Glück von Herzen, wenn's eins war. Für Toni freilich —! Die hatte nie einen richtigen Herzenswunsch gehabt, nie die Sehnsucht nach dem Un-erreichbaren in sich aufkommen lassen. In ihrer Weise

konnte sie sich auch mit diesem Manne, wenn er sie nur freundlich und nachsichtig behandelte, glücklich fühlen.

Aber warum denn seine Anforderungen überspannen? Die Männer ihrer Umgebung waren einmal so oder ähnlich. Was konnte es nützen, ihren Untugenden und Fehlwegen nachzuspüren, wenn schließlich doch vorlieb genommen werden mußte? War die Hoffnung todt, den Einzigen zu gewinnen, der über das junge Herz Macht gehabt hatte, der „ein Besonderer“ war — weshalb da noch in der Wahl so ängstlich sein?

Man merkte es Ellen nicht an, daß ihr solche Erwägungen durch das Köpfchen gingen und die Brust beflemmten. Warum denn auch allein durchs Leben gehen, auf jeden Vortheil der gesellschaftlichen Stellung einer verheiratheten Frau verzichten? Verdiente der eine solche Entsagung, an den sie doch nur mit tiefster Beschämung denken konnte — gar nicht mehr denken wollte? Keine vereitelte Hoffnung war zu beklagen gewesen, sondern ein trauriger Irrthum, eine maßlose Ueberschätzung. Und nun war sie doch längst geheilt, gründlich geheilt von allen idealistischen Grillen!

Es kam Ellen so vor, als wäre ihr Assessor Braunsfels heute nicht so zuwider wie sonst. Er hatte sie nicht aufgegeben, das wußte sie. Und sie wußte noch mehr: daß große Freude in der Villa vor dem Thore und hier im ersten Hause der Stadt sein würde, wenn sie sich entschließen könnte, ihren Widerspruch fallen zu lassen. Ihrem Vater konnte diese Verbindung sehr nützlich sein, vielleicht nothwendig, wenn er seine großen Pläne weiter verfolgte.

Alle äußeren Umstände begünstigten diese Partie. Warum sich nicht dem Willen des Geschickes fügen, wenn einmal der eigene Wille gebrochen war?

Das alles waren Vorhaltungen, wie der spitzfindige Verstand sie immer bereit hat, sobald der eigentliche Grund des Handelns verdeckt werden soll oder sich geflissentlich nicht zu erkennen geben will. Da tief unten im Gemüth, wo die Leidenschaften aufgewühlt werden und die Trümmer zerschellter Hoffnungen liegen, kämpften ganz andere Gewalten mit einander. Unerwartet hatte die graue Nebelmasse, die so wohlthätig alle Abgründe verhüllte, sich getheilt und einer überraschenden Fernsicht Raum gegeben. Bernhard war zurückgekehrt, hatte sich von seiner Frau geschieden — jeder Ausgleich dort wurde zur Unmöglichkeit. Zwischen ihm und ihr stand nichts mehr als eine bereute Thorheit und ein versargter Schmerz. Das ängstigte sie mehr und mehr. Sie wollte es sich nicht wahr geben, spottete ihrer selbst, aber das Angstgefühl blieb. Wenn sie schwach werden, die peinvollste Enttäuschung verzeihen konnte, wohl gar . . . Nein! Die Flamme war ganz ausgelöscht, der Aschenrest in alle Winde gestreut! Bernhard Weber war ihr so gleichgültig wie irgend ein anderer Arbeiter ihres Vaters! Sie empfand nichts bei der Begegnung mit ihm, nicht einmal ein geringes Aufwallen des Blutes! Nichts, nichts!

So sprach der Stolz aus ihr, und seine Stimme war mächtig. Aber ihres Gefühls ganz sicher schien sie doch nicht zu sein. Sie fürchtete sich vor einem Rückfalle, der die allerschmerzlichsten Folgen haben müßte. Sie

meinte sich den Weg verlegen zu müssen, sei es auch mit einer stacheligen Dornenhecke. Nur andurchdringlich mußte das Hinderniß sein.

Und wie leicht war das gefunden! Eine Heirath . . .

Wer sie darauf aufmerksam gemacht hätte, daß Bernhard einmal ungefähr ebenso speculirte —! Mit einem feinen Unterschiede freilich: daß er eine leidenschaftliche Zuneigung empfand, als er beschloß, sich zu binden, um frei zu sein. Aber das hätte sie jetzt wahrscheinlich unbeachtet gelassen.

Der Assessor und Ellen — merkwürdig, wie gut die beiden sich heute miteinander unterhielten! Diese Beobachtung erfreute schräge gegenüber am Mitteltische Frau Braunsfels; die nickte mit einem Seitenblicke dem Commerzienrath zu, der auch schon daraufhin Ellen zugetrunken hatte. Sie entging auch seiner Frau nicht, die mit Braunsfels Zeichen des Verständnisses auszutauschen bemüht war. Selbst Toni, so verlegen sie um sich schaute, bemerkte leise: „Sieh einmal, Ellen kann ja lachen.“ Das mußte eine ganz besondere Bewandniß haben.

Ellen lachte wirklich. Nicht grade vergnügt, aber sie lachte. Es kam ihr so vieles komisch vor: wie die des guten Weines schon allzu vollen Redner die Sätze nicht zu Ende brachten und die Worte überhaspelten und sicher zu ihrer eigenen Verwunderung gewöhnlich an anderer Stelle landeten, als wohin sie den Rahn gesteuert zu haben glaubten; oder wie einige Damen ihre neuen Roben ängstlich vor den schwankenden Tablets der Diener hüteten; oder wie die alten Herren bemüht waren, mit zitternder

Hand das Glas, ohne den Inhalt auszuschütten, zur jungen Frau zu tragen und unterwegs zehn Stöße erhielten — und sie faßte jede Gelegenheit beim Schopf, sich zu belustigen. Das mochte ihr so die beste Art scheinen, selbst lustig zu werden. Ihr Nachbar fing die Bälle, die sie ihm zuwarf, meist geschickt auf. Er hatte bei einem Rheinwein Halt gemacht, der besonders goldig im Glase glänzte, dem Diener die Flasche abgenommen und daraus auch Ellen nachgegossen. „Den kenne ich,“ schmunzelte er, „er kommt nur bei feierlichen Gelegenheiten aus dem Keller. Wer weiß, wann er wieder einmal heraufsteigt? Vielleicht erst —“

„Nun?“

„Zur Feier meiner Verlobung. Ich hätte dann wenigstens das beste Recht, mir ihn auszubitten.“

Darauf antwortete Ellen nicht. Aber nach einer kleinen Weile äußerte sie lächelnd: „Sie werden doch auch einen Toast sprechen, Herr Assessor?“

„Ich?“ fragte er, den Mund schief ziehend, zurück. „Ach — ich bin ein schlechter Tischredner.“

Sie rümpfte das feine Näschen. „Ich denke, dazu gehört nur etwas Dreistigkeit — an der es Ihnen doch nicht fehlen wird.“

„Sie verläßt mich gewöhnlich in solchem Falle. Ich gehöre nicht zu den glücklichen Menschen, die sich einbilden, nur den Mund aufthun zu dürfen, um Geist zu sprudeln. Nein, wahrhaftig nicht. Wenn ich sprechen soll, plagt mich der Ehrgeiz, etwas Hörenswerthes vorzubringen, und da mir selten so etwas einfällt —“

„O, denken Sie nur nach. Sie haben hier doch gewissermaßen die Verpflichtung, Ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.“

„Ich merke, Sie wollen mich aufs Glatteis führen, verehrtes Fräulein,“ näselte er, „um mich dann wegen des unvermeidlichen Umfalls auslachen zu können.“

„Kann sein. Beweisen Sie nun, daß es Ihnen an Geistesgegenwart nicht fehlt.“

Er hüstelte in seine Serviette. „Hm — hm . . . Man muß doch auch wissen, was man sagen will.“

„Natürlich.“

„Und es ist heute das ganze Füllhorn der möglichen Toaste schon ausgeschüttet.“

„Ich rede nicht weiter zu.“ Sie wendete sich nach links und legte ein winziges Stückchen der Rebhuhnpastete, die der Diener anbot, auf ihren Teller.

Der Assessor ließ diese Speise vorbeigehen. Ellen glaubte zu bemerken, daß er „maikäferte“, und war nicht so grausam, ihn zu stören. Eben wurde der Champagner eingegossen; der Diener nannte pflichtschuldigst die französische erlauchte Marke. „Darauf hab’ ich nur gewartet,“ zischelte der Assessor Ellen jetzt zu.

Gleich darauf erhob er sich und schlug ans Glas. Als man erst erkannte, wer der Redner sein wollte, lief ein allgemeines „Ah“ an beiden Seiten der Tafel hin. „Sehr verehrte Festgenossen,“ begann er in hoher Tonlage, um besser durchzudringen, „wir haben heute nach dem hier präsidirenden allerneuesten Ehepaar in langer Reihenfolge alle diejenigen leben lassen, die den beiden Häusern von

Emstall und Braunfels anverwandt und verschwägert sind — ich glaube, bis zu den entferntesten Graden, mit denen das Landrecht kaum noch rechnet — Anwesende und leider Abwesende. Wir haben auch der verehrten Freunde gedacht, die uns diesen Tag verschönen helfen. Die Welt ist weggegeben, und ich weiß wirklich nicht, welche bekannte Größe etwa ausgelassen sein möchte. Gestatten Sie mir daher gütigst, Ihnen den Vorschlag zu machen, einmal der Abwechslung wegen auf das Wohl einer unbekannten zu trinken. Einer unbekannten Größe, von der es aber nur noch ungewiß ist, wann sie in Erscheinung treten und welche Gestalt im besonderen sie dann haben wird. Das ist, scheint mir, eine wichtige Sache: wer wird das erste junge Paar nach diesem sein, zu dessen Ehre wir uns versammeln? Es liegt in der Zeiten Schooße. Greifen wir aber vor, um es gleichsam freundlich herauszulocken, trinken wir schon jetzt auf sein Wohl. Das jüngste Zukunftspaar soll leben — hoch, hoch und hoch!“

Während ein heller Jubel losbrach, wendete der Assessor sich zu Ellen, stieß mit ihr an und leerte das Glas auf einen Zug.

„Das haben Sie recht gut gemacht,“ sagte sie.

„Sind Sie wirklich mit mir zufrieden?“ fragte er, nachdem der Schwarm der Herren und Damen, die den Sohn des Hauses wegen seines „ganz reizenden“ Toastes zu beglückwünschen kamen, sich verzogen hatte.

„Darauf wird's Ihnen jetzt noch wenig ankommen“, antwortete sie, vielleicht mehr herausfordernd als beabsichtigt war.

„O doch!“ rief er. „Ich darf behaupten, daß mir jedes andere Lob gleichgültig ist. Ich weiß, daß ich bei Ihnen von alter Zeit her nicht gut angeschrieben bin. Gestehen Sie nur, Sie konnten mich nie recht leiden.“

Ellen lachte. „Sie waren aber auch wirklich —“

„Bitte, sprechen Sie nur aus.“

„Nein, nein, das kann nichts nützen.“

„Bedecken wir also die Vergangenheit mit dem Mantel der Liebe. Wollen Sie?“

„Ich besitze ein solches Kleidungsstück leider nicht.“

„Man besitzt es immer, wenn man es gebrauchen will.“

Sie schüttelte ungläubig den Kopf und setzte den Champagnerfench an die Lippen.

Er saß eine kleine Weile vorgebeugt und die Augen auf irgend einen Tafelgegenstand gerichtet. Der Mund zog sich ein, und an den Schläfen pulsirten die Adern lebhafter. „Die unbekannte Größe —“ sagte er leicht und wie heimlich zischelnd, ohne aufzublicken. „Wissen Sie, Fräulein Ellen, daß Sie die Macht hätten, sie gleich heute zu einer bekannten werden zu lassen?“

Nun zuckte sie erschreckt mit den Wimpern. „Ich?“

„Ja, Sie. Zu einem Paare gehören bekanntlich zwei. Wenn nun über den einen in diesem Falle kein Zweifel wäre und nur der andere noch gefragt werden dürfte —“

Sie hoffte sich mit einem Scherzwort aus der Schlinge ziehen zu können. „Das hat aber doch nicht solche Eile.“

„Ellen —!“ Er griff rasch nach ihrer Hand, die

mit der Tischkarte spielte, und drückte sie feurig, indem er sie hinabzog. „Sie wissen längst, wie ich Sie verehere. Es ist meine Schuld, daß bisher jeder Versuch einer dauernden Annäherung scheiterte — ich sehe das ein. Ich konnte Ihnen nicht gefallen, wie ich war, wie Sie waren. Aber jetzt . . . Wenn Sie mir glauben wollten, daß es mein aufrichtigstes Bestreben sein würde —“

„Nicht hier, nicht hier!“ fiel sie streng ein. „Das ist eine viel zu ernste Sache. Amüsiren wir uns heut auf Toni's Hochzeit ganz harmlos.“

„Ellen —“

Sie zog jetzt erst ihre Hand zurück. „Nein, nein! Heute kein Wort weiter davon — ich bitte Sie!“ Auch ihre Augen baten. „Sehen Sie, das junge Paar verräth schon die Absicht zu verschwinden. Wenn sie ihm noch ein Lebewohl sagen wollen — eilen Sie!“

Nicht hier und nicht heut! Er glaubte sie zu verstehen und aus dieser bedingten doppelten Negation eine Bejahung zu anderer Zeit und am anderen Ort heraus hören zu dürfen. Das war schon mehr, als er erwartet hatte. Er folgte ihrem Winke, stand auf, verbeugte sich vor ihr mit über der Brust gekreuzten Armen und schritt nach der Mitte der Tafel. Dort sprach er ein paar Minuten lang mit Schwester und Schwager. Dann winkte ihn seine Mutter zu sich. Ellen glaubte zu bemerken, daß sie während des leise geführten Gesprächs wiederholt zu ihr hinüberschielten. Ihr wurde plötzlich sehr beklommen zu Muth.

Herr und Frau von Emstall zogen sich still zurück.

Die Tafel wurde bald darauf aufgehoben. Bei den Klängen der Musik begab sich die Gesellschaft in den Salon, wo der Kaffee gereicht wurde. Der jungen Welt war es eine freudige Ueberraschung, daß sich die Thüren nach dem ausgeräumten Musiksaale öffneten und dort getanzt werden sollte.

Man vergnügte sich noch ein paar Stunden. Der Assessor wurde nicht müde, Ellen zum Tanze aufzufordern. Aller Blicke richteten sich auf die beiden. Die Frau Stadtrath schien Toni zu vergessen und sagte Ellen so viel Liebenswürdiges, wie diese vorher im ganzen Leben nicht aus ihrem Munde vernommen hatte. Der Stadtrath aber klopfte ihr ganz väterlich die Schulter und tätschelte ihre Hand. Ellen befand sich wie in einem Rauschzustande. Sie meinte, gar keinen Willen mehr zu haben, und ließ alles mit sich geschehen. Es freute und verdroß sie nichts. Zuletzt fühlte sie sich nur müde, entsetzlich müde.

Wie im Rausche saß sie in der Wagenecke neben der Mama und vernahm kein Wort von dem, was diese über die Toiletten und andere interessante Dinge plauderte. Sie überhörte auch die Bemerkung, daß sie sich ja mit Assessor Braunfels sehr gut unterhalten zu haben scheine.

Wie im Rausche entkleidete sie sich und begab sich zu Bett. Ihr Schlaf war traumlos.

XI.

Gleich am anderen Tage ließ Assessor Braunsfels sich bei Greenfish melden.

Er hielt feierlich um Ellen's Hand an.

Das kam dem Commerzienrath nun nicht ganz unerwartet; seine Frau hatte ihm schon vor dem Schlafengehen ein freudiges Ereigniß prophezeit. Aber er glaubte nicht, daß die Entscheidung so rasch fallen würde, und war eigentlich im Innersten ein wenig besorgt, daß der junge Freund der Frucht nicht genügend Zeit zum Reifen lasse. „Sie sind mir willkommen,“ antwortete er, ihm die Hand schüttelnd, „aber Sie wissen, daß meine Tochter —“

„Ich bin überzeugt, daß Fräulein Ellen meinen Antrag erwartet,“ sagte der Assessor sehr zuversichtlich. „Nach dem, was gestern zwischen uns heimlich verhandelt worden ist, meine ich das beste Recht zu haben, davon überzeugt zu sein.“

„Sie haben von ihr ein Jawort?“

„Das möchte ich nicht behaupten. Aber Sie werden mir zutrauen, bester Herr Commerzienrath, daß ich Sie nicht bemühen würde, wenn ich nicht des Erfolges sicher wäre. Es handelt sich wohl nur noch um eine Form-

lichkeit, die in einer Viertelstunde erledigt sein wird. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie sogleich mit Ihrem Fräulein Tochter sprächen, denn ich brenne vor Ungeduld, meine lieben Alten zu beruhigen, die ihrem einzigen Sohne, wie Sie wissen, längst diese Partie gewünscht haben.“

„Gern, gern — ich suche Ellen sofort auf.“

„Darf ich Ihre Antwort hier erwarten?“

Das schien Greenfish doch bedenklich. Er meinte, Ellen dürfe unter keinen Umständen übereilt werden. „Ich weiß nicht, ob ich auf der Stelle vorgelassen werde,“ wich er aus. „Ich sah sie heute noch nicht und hörte, daß sie das Frühstück auf ihr Zimmer bestellt hätte. Nach einem so turbulenten Tage . . . Ich verspreche Ihnen, eine Zeile zu schreiben. Es ist besser so.“

„Ich muß mich fügen,“ sagte der Assessor, wieder stark nieselnd. „Aber schicken sie den Diener mit dem Billet hinüber. Vor Mittag bin ich dann wieder hier.“

„Hoffentlich zur Verlobungsfeier,“ schloß der Commerzienrath, gefällig lächelnd, die Unterredung, die ihn stark erhitzt hatte.

Ellen war mit Kopfschmerzen aufgewacht und hatte sich erst spät entschlossen, das Lager zu verlassen.

Sie blickte aus dem Fenster, der Himmel war grau, es hatte in der Nacht geregnet. Jetzt bei dem nüchternen Tageslicht, ohne Sonnenschein fühlte sie sich selbst wie ernüchtert, in flauester Stimmung. Sie erinnerte sich aller Umstände des gestrigen Abends, recht absichtlich forschte sie allen Einzelheiten nach. Sie begriff sich gar nicht, schüttelte öfters den Kopf, als wollte sie sich selbst etwas

abstreiten. Die Gründe, die sie bestimmt hatten, bestanden noch, schienen aber nicht mehr die frühere Beweiskraft zu haben. Sie hatte sich durch die Feststimmung überraschen lassen, und das verdroß sie nun.

Aber doch nicht so sehr, daß sie das Geschehene ungeschehen gewünscht hätte. Es war ihr schließlich ganz recht, sich — wenn auch vielleicht thörichter Weise — in eine Art von Zwangslage versetzt zu haben. Mag es nun gehen, wie es will — man muß sich dazu stellen!

So fand Sie ihr Vater. Sie saß noch im Morgenanzuge auf dem Sopha und hielt sich die Augen zu, in denen der blendende Glanz der Gasföten schmerzhaft nachwirkte. Sobald er die Thür öffnete, sprang sie auf. „War er schon bei Dir?“ rief sie ihm erschreckt entgegen.

„Wer?“ fragte er, eigentlich nur, um sich zu vergewissern, daß sich ihre Gedanken mit dem Richtigen beschäftigt hatten. Sie wurde ihm immer räthselhafter.

„Ich dachte nur —“ lenkte Ellen ab.

„Assessor Braunsfeld war so eben bei mir —“

„Nun ja — den meinte ich.“

„— und hat um Deine Hand bei mir angehalten, liebes Kind.“

„Wirklich?“ Sie athmete tief und schwer, mit der Hand drückte sie über dem Herzen die Brust aufwärts.

„Was kann ich ihm nun antworten?“

„Muß das auf der Stelle sein?“ fuhr's ihr, wie vom Angstgefühl erpreßt, heraus.

Greenfish lächelte. „Liebes Kind, ein Verliebter —“

„Ach!“

Das befremdete ihn. „Zweifelst Du daran, daß er —“

„Ach nein, nein.“

„Wie er sich mir gegenüber aussprach, muß ich glauben, daß Du ihm stark Hoffnung gemacht hast.“

„Das habe ich in der That — gestern — er konnte es so nehmen — und das war auch meine Absicht.“

„So wäre ja wohl alles in Ordnung, bestes Kind. Du weißt, daß ich mich sehr gehütet habe, Dich irgendwie zu beeinflussen — aber nun gestehe ich gern, daß es mich herzlich freut, zu dieser Verbindung meinen Segen geben zu können.“

„Herzlich?“ fragte sie und sah ihn durchdringend an.

Er wurde verwirrt.

„Ja, ich denke doch. Wenn ich auch gar nicht in Abrede stellen will, daß geschäftliche Erwägungen grade diese Combination sehr wünschenswerth erscheinen ließen, so meine ich doch auch, ganz abgesehen davon, in dem Assessor einen Schwiegerjohn zu finden, der —“

„Kennst Du ihn?“ fragte sie, rasch einfallend.

Er lächelte wieder etwas verlegen. „Ich habe ihn ja doch aufwachsen sehen, und wenn auch gewisse Manieren, die er aus dem Corps mitgebracht hat, nicht meinen Beifall finden konnten und der reiche junge Mensch vielleicht von Ausschreitungen nicht frei geblieben ist —“

„Gut, gut! Du hast nichts gegen ihn.“

„Und Du, Ellen —?“ Er nahm ihre kalte Hand.

„Auf Dich wird es ankommen. Meinst Du, mit ihm glücklich werden zu können?“

Sie schüttelte sich. „Glücklich? Das wäre sehr wunderbar. Aber . . .“

Er drohte ihr, plötzlich sehr ernst, mit dem Finger. „Kind, Kind, wie soll ich das verstehen?“

„Ich könnte ihn doch wohl heirathen, meinte ich — falls sonst nichts gegen ihn zu sagen ist. Da muß ich mich auf Dich verlassen, Vater. Mein Anspruch auf Glück ist sehr herabgemindert und gestern wenigstens hielt ich ihn für befriedigt.“

„Heut aber? — Was soll ich dem jungen Freunde sagen?“

„Daß ich — —“ sie hielt inne und senkte die Augen. „Muß es durchaus heute sein?“

„Das hängt von Dir ab.“

Sie fiel ihrem Vater um den Hals. „So laß mir drei Tage Zeit,“ bat sie. „Nicht daß ich in der Hauptsache noch etwas zu bedenken hätte! Aber es soll nun alles so ganz anders werden — und da muß ich erst die Dinge in mir selbst ordnen, um mich sicher zu fühlen. Drei Tage!“

Er streichelte ihr die Wangen. „Ganz wie Du willst,“ sagte er, doch nicht mehr so heiter wie vorher. „Ich kenne nun Deine Meinung, liebstes Kind, und hoffe, Du wirst Deinen Entschluß nicht zu bereuen haben.“

Damit ging er in sein Zimmer und schrieb: „Lieber Herr Assessor! Ich glaube Ihnen melden zu können, daß Ihre Aussichten gut sind. Eine endgültige Erklärung möchte Ellen aber erst nach Ablauf von drei Tagen abgeben. Sie braucht diese Frist, um sich — Sie kennen ja ihre eigene Art — auf den Brautstand vorzubereiten. Dieser kurze Aufschub der Verlobungsfeier darf Sie nicht

hindern, uns morgen Mittag Ihren Besuch zu schenken. Es bittet darum Ihr ergebenster John Greenfish."

Dieser Brief brachte den Assessor im Augenblick um alle gute Laune. Er hatte erwartet, in schnellem Anlaufe die Festung zu nehmen, und war jetzt durchaus nicht geneigt, die Gefahr zu unterschätzen, die in der dreitägigen Verzögerung der Uebergabe lag. Er mußte sich doch fügen, und dazu mit lächelndem Gesicht. Er versäumte natürlich nicht, der gütigen Einladung Folge zu leisten, und erschöpfte sich in Liebenswürdigkeit, Ellen vielleicht doch ein rasches Jawort abzugewinnen. Aber es gelang ihm nicht, sie auch nur eine Minute lang von der Familie zu trennen.

Bei Ellen verbesserte er seine Lage nicht. Im Gegentheile brauchte sie ihn nur wiederzusehen, um Mühe zu haben, das Gefühl der Abneigung zu überwinden und ihm so freundlich zu begegnen, wie auch nur einem beliebigen anderen geehrten Gäste des Hauses. Nun sie sich halb und halb gebunden hatte, fühlte sie erst die ganze Schwere der Aufgabe, sich so umzuwandeln, daß sie nach drei Tagen ein Lügenwort sprechen durfte. Sie suchte sich zu überreden, daß ihr Entschluß unumstößlich sei. Wenn sie sich aber nur die nächsten Folgen ausmalte — und ihre Phantasie war darin sehr selbstquälerisch — so stieg ihr die flammende Röthe ins Gesicht oder durchliefen sie kalte Schauer. Es war ihr, als ob sie muthwillig in ein tiefes Wasser gesprungen wäre, ohne schwimmen zu können, und nun vergeblich mit den Wellen kämpfte, die sie widerstandslos umherwarfen.

In dieser Noth kam sie — sie wußte selbst nicht, wie es geschah — auf den Einfall, ihrer Freundin Ruth das Geheimniß anzuvertrauen. Sie verpflichtete sie nicht einmal zur Verschwiegenheit, forderte auch keinen Rath, sondern sagte nur: „Das wird übermorgen geschehen, und Du als meine Freundin sollst es schon heut wissen, damit es Dich nicht überrascht.“ Es verstand sich fast von selbst, daß unter solchen Umständen die Frau Justizrath Kenntniß von der großen Neuigkeit erhalten würde, wahrscheinlich auch Bernhard. Das reizte sie grade, wenn die es wüßten, wäre ja doch ein Rücktritt unmöglich! Und dabei hatte sie doch immer das beklemmende Gefühl, denen grade müßte ihr Vorhaben unleidlich erscheinen.

Sie täuschte sich nicht. Bernhard erfuhr von seiner Mutter, was im Werke sei. „Es ist ja gegen die Partie nichts einzuwenden,“ meinte sie, „und es wird jetzt nur Ereigniß, was man längst kommen sah, aber ich weiß nicht — als Frau Assessor Braunsfels kann ich mir unsere Ellen doch schwer denken.“

„Ich gar nicht!“ fuhr Bernhard auf. Er war bleich geworden, und seine Hände zitterten.

Er äußerte sich nicht weiter, sprach aber überhaupt vor Schlafengehen nur noch das Nothwendigste und zog sich möglichst früh zurück. In seinem Zimmer sank er in den alten Lehnstuhl am Fenster und stieß ächzende Laute aus. „Nein, es ist ja nicht möglich!“ sprach er halblaut vor sich hin und hämmerte mit den Fingerspitzen gegen seine Stirn. „Was thun, was lassen? O, mein Gott, hilf mir das Rechte finden! Das darf nicht sein — das nicht!“

Die Verbindung Ellens gerade mit diesem Menschen hatte für sein Gefühl etwas unsagbar Widerwärtiges. „Und wenn sie wüßte —! Aber das muß sie wissen — das — das . . .“

Und wer konnte es ihr verrathen als er? Nicht einmal die Mutter durfte die Mitwisserin sein. Wenn Ellen doch . . . Nein, es mußte sein Geheimniß bleiben, daß sie dies erfahren hatte.

Er schüttelte sich schauernd. „Was willst Du thun? Wie häßlich . . . aber um Ellen zu retten —! Da gilt keine andere Rücksicht!“ —

Am nächsten Morgen war er zu dem schwersten Gange seines Lebens entschlossen.

Er ließ sich dem Fräulein melden. Der Diener kannte ihn von der Zeit her, als er den kranken Arthur zu besuchen pflegte, zögerte aber doch, indem er einen Blick über den wenig visitengemäßen Anzug des jungen Mannes warf. „Ich weiß wirklich nicht, ob das Fräulein —“

Bernhard verstand ihn. „Versuchen Sie es immerhin,“ antwortete er im fast befehlenden Ton, „und sagen Sie, es hätte eine besondere Ursache, daß ich das gnädige Fräulein bäte, mir ein paar Minuten zu schenken.“

Der Diener entfernte sich schweigend. Es dauerte ziemlich lange, bis er zurückkehrte. „Das gnädige Fräulein wollen den Herrn Weber im Zimmer des Herrn Commerzienraths sprechen,“ sagte er und wies mit der Hand nach der ersten Seitenthür.

Es war dasselbe Zimmer, in welchem die Konferenz

wegen Erweiterung der Werst stattgefunden hatte. Nun konnte es Bedeutung haben, daß Ellen gerade diesen Geschäftsraum wählte, während ihr unbedenklich die Gesellschaftszimmer des großen Hauses zur Verfügung standen, wenn sie ihn auch nicht bei sich empfangen wollte. Es sollte ihm wohl bemerflich werden, daß von dem Arbeiter gleichsam nur eine geschäftliche Mittheilung erwartet werde. Bernhard mußte schon zufrieden sein, daß sie sich nicht verleugnen oder ihn gradezu durch den Diener abweisen ließ.

Er befand sich aber jetzt durchaus nicht in der Stimmung eines Menschen, der für gütige Herablassung dankbar ist. Er wollte nichts für sich selbst. Hätte Ellen ihn nicht angenommen, so würde er mit den Achseln gezuckt haben und fortgegangen sein, ohne sich gekränkt zu fühlen. Er quälte sich nicht einmal mit Gedanken, wie wunderlich sein Kommen ihr erschienen sein mochte. Was bedeutete er ihr denn noch? Er wunderte sich nur, daß sie ihn so lange warten ließ, als hätte sie eine Vorbe- reitung nöthig.

Endlich trat sie vom kleinen Salon her ein. Etwas steifnackig, wie es ihm vorkam. Das war wohl auch Absicht. Er verbeugte sich. Sie senkte aber kaum ein wenig den Kopf, ging auf den nächsten Sessel zu und legte die linke Hand auf dessen Lehne. So blieb sie stehen.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht,“ sagte sie mit vornehmer Kühle. Es klang ihm spöttisch.

„Es ist so,“ bestätigte Bernhard, „und ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, mich anzuhören. Ich

hätte sie nicht zu bemühen gewagt, wenn es sich um etwas gehandelt hätte, das mich beträfe —“

„Also nichts, was Sie . . .“, wiederholte Ellen unruhig einfallend. „Ich glaubte, Sie hätten irgend ein Anliegen und wollte nicht Aber dann ist es mir ganz unverständlich, wie ich dazu komme —“

Er erhob abwehrend die Hand. „Gestatten Sie mir eine Vorbemerkung, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit einer Sicherheit im Ton, die Ellen in Erstaunen setzen mußte, „sie wird jede unrichtige Deutung meines Besuches unmöglich machen. Ich verlasse in den nächsten Tagen diesen Ort, wahrscheinlich für sehr lange Zeit, vielleicht für immer. Ich beabsichtige, in Ostafrika — unter anderen Umständen würde ich sagen: mein Glück zu suchen; das blüht mir nun nirgends mehr auf der Welt. Aber mir eine unabhängige Existenz zu begründen, meine Kraft dazu erproben, wo sie sich frei äußern kann, mich zu bemühen, für mein Töchterchen etwas zu erwerben, das sonst einer sehr zweifelhaften Zukunft entgegensehen müßte, so freundlich die Großmutter ihm auch gesinnt ist. Jedenfalls ist über mich endgültig bestimmt, Sie haben nicht zu befürchten, daß ich Ihnen noch einmal beschwerlich falle. Sie sehen, ich bin gar nicht in der Lage, für mich etwas zu wollen, und ich darf hinzufügen, daß es auch für mich persönlich keine Bedeutung hat, ob sich mein Wunsch, Ihnen einen letzten Dienst erweisen zu können, erfüllt, gnädiges Fräulein. Ich hielt es nur für meine Pflicht, nicht aus Feigheit etwas zu versäumen, was sich künftig nicht wieder würde einbringen lassen.“

Ellen spielte unruhig mit den Fingern auf dem schwarzen Leder der Stuhllehne. Sie hielt die Augen gesenkt und die schmalen Lippen geschlossen. Ihr wie vergeistigtes Gesicht, obschon es nicht auffallend bleich war, hatte doch wenig Farbe. Seit er ausgesprochen hatte, dauerte es wohl eine Minute, bis sie mit einer leisen Hebung des Kopfes entgegnete: „Sie werden begreifen, Herr Weber, daß mir diese Eröffnungen über Ihre Person erst recht die Frage nahe legen müssen, was Sie unter solchen Umständen zu mir führt. Wenn Sie geglaubt haben, nicht ohne Abschied —“

„O nein, nein! Ich bildete mir nicht ein, daß Ihnen irgend etwas daran liegen könne, zu wissen, ob ich bleibe oder gehe, und wohin ich meine Schritte lenke. Ob ich das Bedürfniß hätte, Ihnen Lebewohl zu sagen, konnte nicht entscheiden.“ Sie blickte flüchtig auf. „Dann aber —“

„Ich glaubte schon bemerkt zu haben, daß ich Ihnen einen Dienst zu leisten wünschte, und ich bitte Sie, mir darin volles Vertrauen zu schenken, daß ich ehrlich überzeugt bin, etwas zu thun, was — so groß auch die Gefahr einer falschen Auslegung in mehr als einer Richtung ist — einzig und allein Ihr Wohl bezwecken soll. Es ist möglich, daß Sie über meine unberufene Einmischung sehr ungehalten werden; aber — es ist mir auch nicht um irgend welchen Dank, und . . . weiter können unsere Wege wohl kaum noch auseinander gehen.“

„Also ohne weitere Umschweife,“ bat sie, „was haben Sie mir zu sagen? Sprechen Sie.“

Bernhard schöpfte tief Athem. „Es ist kein Geheimniß,“ begann er dann, „daß Sie willens sind, sich zu verloben. Die ganze Stadt spricht von diesem nahe bevorstehenden Ereigniß.“

Ihre Stirnmuskeln zuckten sichtlich. Die Hand hob sich unwillkürlich gegen die Brust, und die Lippen wurden freideweiß. „Und wenn . . .“

„Mit Assessor Braunsfels,“ fuhr er eilig fort, als müßte er sich das Wort sichern. „Es kann sein, daß die eigentliche Feier noch nicht stattgefunden hat, aber —“

„Sie steht in der That nahe bevor,“ ergänzte Ellen, die sich rasch wieder gesammelt hatte. „Meine Einwilligung ist ertheilt. Wie sonderbar aber, daß Sie . . .“

Ihr Bemühen, diese letzten Worte mit einem spöttischen Lächeln zu begleiten, schlug fehl. Nur ein Ziehen des Mundwinkels verrieth die Absicht. „Wie sonderbar . . .“

„Es muß Ihnen so scheinen, mein Fräulein,“ sagte Bernhard, indem er sie mit einem wehmüthigen Blick betrachtete, „und doch ist es vielleicht nur ganz natürlich, daß grade ich Sie über den Mann aufzuklären suche, dem Sie Ihre Hand für's Leben zu reichen gewillt sind.“

Nun schoß ihr plötzlich die Röthe in die Wangen. „Herr Weber, ich muß Ihnen verbieten —“

„Es ist ein besonderer Umstand, mein Fräulein —“

„Sie zwingen mich, dieses unschickliche Gespräch gänzlich abubrechen, wenn Sie noch eine Silbe —“

Er hob wie flehend die Hände auf. „Kennen Sie den Mann, an den Sie Ihr ganzes Schicksal fetten, so genau,“ rief er, „daß nichts Ihren Entschluß wankend

machen könnte? Ich weiß, daß Sie ihn nicht lieben. Nein, sagen Sie nichts dagegen, Fräulein Ellen, ich würde Ihnen nicht glauben. In diesem Einen nicht. Aber Sie können Gründe haben — Sie müssen Gründe haben, nach Ihrem Herzen nicht fragen zu wollen. Wie dürfte ich mich unterstehen, sie zu erforschen? Nur, daß Sie meinen, den Mann achten zu können, darf ich voraussetzen, wie ich Sie immer gekannt habe, Fräulein Ellen, und Sie da vor dem schmerzlichsten Irrthum zu bewahren, darf ich mich trotz allem für berufen halten.“

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, ihr Athem flog. Sie stützte den Arm auf die Stuhllehne, sich aufrecht zu halten. Erst nachdem sie sich mühsam ein wenig erholt hatte, antwortete sie: „Ich weiß, was ich thue, und brauche keinen Rath.“

Er ließ nicht ab. „Ich wäre der Letzte, ihn aufdrängen zu wollen,“ sagte er tief bewegt. „Aber es könnte doch sein, daß Sie selbst sich nochmals bedächten, wenn Sie alles wüßten. Alles? Das wäre freilich viel mehr, als ich Ihnen zuführen könnte. Es fällt mir nicht ein, aus der Schule plaudern zu wollen — die Bezeichnung ganz wörtlich genommen. Und später ist mir Herr Braunsfels immer so unsympathisch geblieben, daß ich ihm gern aus dem Wege gegangen bin. Nein, um eine einzige Thatsache handelt es sich, zu deren Kenntniß ich mich wahrlich nicht gedrängt habe. Sie hat mir selbst genug Kummer verursacht. Vielleicht ist sie nicht schlimmerer Art, als was in gewissen Kreisen so gewöhnlich zu geschehen pflegt — oft wenigstens — und nicht sonderlich

beachtet wird. Wenn aber die betheiligten Personen . . . Mein Gott, was geschieht Ihnen?“

Er sprang zu und hielt mit seinem Arme das Fräulein auf, das sich völlig entfärbt hatte und einen Schritt seitwärts schwankte, als müßte im nächsten Augenblick ein Fall unvermeidlich sein.

„Lassen Sie — es ist nichts“ tönte es kaum vernehmbar von den bebenden Lippen, „eine vorübergehende Schwäche — nein, lassen Sie.“

Bernhard führte Ellen um den Stuhl und schob denselben zurecht, sodaß sie darauf hingleiten konnte. Dann trat er wieder zurück und betrachtete sie nun aus der Ferne mit warmen, mitleidig bekümmerten und zugleich sehnsüchtig verlangenden Blicken. Er hatte diese schlanke Gestalt in seinen Arme gehalten, an seine Schulter den blonden Kopf lehnen gefühlt, auf die leuchtende, von feinen Löckchen umfräuselte Stirn hinabgeblickt. Ganz eigen war ihm zu Muth geworden, als ob er unverhofft einen großen Gewinn gemacht hätte. Nie bisher in ihrer Nähe Er kreuzte gewaltsam den Abweg.

„Befehlen Sie nun, daß ich schweige, Fräulein Ellen?“ fragte er mit ganz sanfter Stimme.

Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte auf den Teppich. „Ich weiß nicht, ob Sie es verantworten können, zu sprechen —“ entgegnete sie leise und wie zaghaft, „ich meine, vor sich selbst“

„O, das — ?“

„Ein Denunciant bleibt immer —“

„Verächtlich, wollen Sie sagen. Es mag sein.“

Aber, wenn ein Zwiespalt der Pflichten Berachten Sie mich, aber hören Sie mich an."

Die großen Augen hefteten sich mit verzweifeltstem Ausdruck auf sein ehrliches Gesicht.

"Sprechen Sie, wenn Sie müssen," hauchte sie.

"Meine Frau —"

Ellen zuckte schon bei diesen ersten Worten schmerzlich. Sie hatte eine Ahnung gehabt, daß hier die Mittheilung einsetzen werde, und sich davor gefürchtet. Er bemerkte ihre Bewegung und unterbrach sich sogleich.

"Fahren Sie nur fort," sagte sie, sich zwingend.

"Meine Frau — noch muß ich sie so nennen — hat eine Schwester, Franziska mit Namen, eine Herrenschönheit, wie man zu sagen pflegt. Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß sie mit dem Apotheker Werholz verlobt war — demselben, der jetzt —"

"Ruth's Verlobter ist, ich weiß es."

"Es ist Ihnen aber wohl nicht bekannt, daß Herr Assessor Braunsfels hauptsächlich die Veranlassung zum Bruche dieses Verhältnisses gab. Der Selbstmord des Inspectors Blumberg bot nur den erwünschten Vorwand."

"Ist es das —?" sagte sie, fast wie enttäuscht.

Er schüttelte den Kopf. "Franziska ist sehr leichtsinnig. Sie hat den Verkehr mit Braunsfels in Berlin wieder angeknüpft. Der reiche Mann gewährt ihrer Mutter die Mittel, ein glänzendes Haus zu machen, in welchem die verworfenste Gesellschaft aus- und eingeht, Spieler von Profession, Damen der Halbwelt, verlotterte Schöngeister aller Art —"

Ellen griff nach ihrer Stirn. „In welchen Abgrund lassen Sie mich blicken?“

„Nur um Sie vor einem Fehltritte zu warnen. Herr Braunsfels steht in engster Beziehung zu Franziska, er hat sie zur Schauspielerin ausbilden lassen, gestattet ihr großen Aufwand, um an einer hauptstädtischen Bühne auftreten zu können, hält ihr sogar Equipage Von ihrer Mutter weiß ich's — bei der sich übrigens meine Frau jetzt aufhält.“

Ellen fühlte sich wie seekrank. Der Boden schien mit dem Stuhle, auf dem sie saß, zu schwanke, kein Gegenstand im Zimmer behielt seinen Platz. Sie glaubte, Bernhard auf einem Brette stehen zu sehen, das sich fortwährend hob und senkte. Mit einer Geberde des Ekels ächzte sie: „Und Sie nehmen an, daß dieser Mensch — nach der Hochzeit . . . Ah!“ Sie schien mit den Armen ihren Widerwillen niederringen zu wollen.

„Ich darf keine Vermuthung laut werden lassen, mein bestes Fräulein,“ sagte Bernhard ein wenig den Kopf einziehend. „Ich kenne die Welt — diese Welt — nicht genug, um eine Meinung darüber haben zu können, wie sich solche Dinge in der Regel gestalten. Es mag ja Fälle geben, in denen sie ohne Nachwirkung bleiben. Nur hier . . . Ich vermag ein Gefühl der Furcht nicht zu bezwingen, die Bande würden nicht so leicht lösbar, der rücksichtslose Ansturm von der anderen Seite zu erwarten sein. Und ob Braunsfels dann aus Pflichtgefühl . . . Vielleicht, wenn Sie ihn liebten! Aber Sie lieben ihn nicht. Wenn ich mich dann in Ihre Seele denke —

und das glaube ich zu können . . . Diese furchtbar quälende Angst war's ja, welche jedes Bedenken niederschlug und mich zu Ihnen trieb. Handeln Sie nun, wie Sie wollen und müssen — mein Gewissen wird beruhigt sein."

"Ihre Gewissenhaftigkeit ist grausam," rief Ellen. "Schon einmal . . ." Sie murmelte einige unverständliche Worte und sank dann völlig im Sessel zusammen. Jede Herrschaft über sich hatte sie verloren. Bernhard wagte nicht, zu ihr zu treten, um ihr seinen Beistand anzubieten, und ebenso wenig sich zu entfernen, ohne dazu aufgefordert zu sein. Ihr zu Füßen hätte er sich werfen, ihre Hände küssen und sie um Verzeihung für allen den Kummer bitten mögen, den er ihrem arglosen Herzen bereitet hatte. Aber er bezwang sich. Es hatte doch alles so kommen müssen! Und nun war sie inzwischen flug geworden, hatte die schwärmerischen Vorstellungen von der Allmacht der Liebe aufgegeben, sich der Alltagswelt gefügt. Er wurde lächerlich, wenn er eine sentimentale Rolle spielte. Nach dieser Eröffnung zumal! Was sollte jedes weitere Wort? Ferner, tausendmal ferner stand er dem Fräulein als damals, wo er nur die ausgestreckte Hand schien ergreifen zu dürfen. Nichts war er heute, und morgen ein landflüchtiger Mann, der tausend Meilen weit ein neues Leben beginnen wollte. Nein, kein Wort weiter! Herunter jedes weiche Gefühl der Trauer über verlorenes Glück, jedes unbändige Verlangen nach Erfüllung unmöglicher Wünsche! Er biß die Zähne zusammen und harrete aus.

Ellen merkte erst gar nicht, daß Minuten auf Minuten

verrannen. Sie hatte die Ellenbogen auf die Seitenlehnen des Sessels, den Kopf in die beiden Hände gestützt und blickte mit unbeweglichen Augen vor sich hin. Endlich riß sie sich aus dieser Grübelelei auf. „Es kann sein, daß ich Ihnen zu danken habe,“ sagte sie mit schwerer Zunge, „und jedenfalls — ich danke Ihnen.“

Sie bewegte die rechte Hand ein wenig vor, zog sie aber wieder zurück. „Ich danke Ihnen. Reisen Sie mit Gott!“

Bernhard verneigte sich und ging.

XII.

Er hatte am anderen Tage schon seine geringen Habseligkeiten zusammengepackt, als ihn zu seiner nicht geringen Verwunderung der Bureauchef, Herr Ottmer, zu besuchen kam.

Die Justizräthin rief ihren Sohn, der in seinem Zimmer die kleine Käthe umhertrug, in die gute Stube. Er behielt das Kind auf dem Arm.

„Der Herr Commerzienrath hat erfahren,“ begann Ottmer, „daß Sie auszuwandern beabsichtigen. Ist das richtig?“

Bernhard bestätigte dies mit dem Hinzufügen, daß er schon in der nächsten Nacht abzureisen gedenke. „Ich habe rechtzeitig die Arbeit gekündigt,“ sagte er, „und meine, daß man mich nicht wird aufhalten können.“

„Das will man auch nicht,“ entgegnete der Bureauchef. „Der Herr Commerzienrath erinnert sich aber, noch im Besitze von Papieren zu sein, welche Ihnen gehören.“

Bernhard sah ihn prüfend an. „Ich wüßte nicht — falls nicht an eine Ausarbeitung gedacht sein soll, die ich vor Jahren —“

„An sie ist gedacht. Sie befindet sich ja wohl in

einer Mappe, die noch in des Herrn Commerzienraths Arbeitszimmer steht. Was soll damit geschehen?"

Bernhard glaubte nun zu wissen, um was es sich handle. „O, Herr Ottmer," sagte er lächelnd, „sie ist mir jetzt ganz nutzlos. Aber ich begreife, daß der Herr Commerzienrath die Mappe endlich aus seinem Zimmer entfernt zu sehen wünscht, die ihm noch dazu eine lästige Verbindlichkeit der Aufbewahrung auferlegen kann. Es wird mir schwer, mich an diesem letzten Tage eine Stunde von den Meinigen zu trennen. Aber es darf nicht bestimmend sein. Ich werde die Mappe nachmittags von der Werft selbst abholen."

„Das wäre nicht nöthig," erwiderte der Gast. „Ich würde mich gern bereit erklären, sie durch einen Arbeiter zu Ihrer Frau Mutter zu schicken, falls Sie darüber verfügen wollten. Aber der Herr Commerzienrath hatte auch eine andere Möglichkeit ins Auge gefaßt."

„Es ist ja wohl die Rede von einer Schiffsconstruction," fuhr Ottmer fort, „zu welcher sich die Zeichnungen und Berechnungen in der bewußten Mappe befinden. Das Modell soll noch bei Ihnen sein. Der Herr Commerzienrath hat sich wiederholt mit diesem Entwurfe beschäftigt und ihn zwar nicht fehlerfrei, aber bei einiger Nacharbeit durch Sachverständige praktisch brauchbar befunden."

In Bernhard's Augen blitzte es. „Das ist also ehrlich seine Meinung —"

„Hören Sie nur weiter," bat Herr Ottmer. „Ich bin von ihm beauftragt, Sie zu fragen, ob Sie

ihm den Entwurf zu beliebiger Verwerthung überlassen wollen?“

„Ob ich —?“ Er setzte das Kind auf die Erde.
„Aber mit größter Freude.“

„Vorausgesetzt ist, daß wir über die Bedingungen einig werden.“

„Was für Bedingungen, Herr Ottmer? Es versteht sich ja von selbst —“

„Es versteht sich nichts von selbst, es sei denn das Eine, daß der Herr Commerzienrath von Ihnen natürlich nichts umsonst haben will.“

„Aber es ist mir doch eine Ehre —“

„Er läßt Ihnen für Abtretung aller Ihrer Rechte durch mich fünftausend Mark bieten. Sind Sie damit zufrieden?“

Bernhard starrte ihn sprachlos vor Erstaunen an.

„Es ist eine recht anständige Summe,“ fuhr der Bureauchef fort, „und ich kann Ihnen nur rathen, ohne alle Weiterungen zuzugreifen.“

„Fünftausend Mark!“ rief Bernhard und fuhr sich in die Haare. „Aber das ist ja ein Capital —“

„Für Sie gewiß, Herr Weber, und ich denke mir, daß Sie's da in dem schwarzen Afrika, oder wohin Sie sonst gehen wollen, gut werden brauchen können, während Ihnen die Mappe mit den Papieren wahrscheinlich Ihr Leben lang ein tochter Schatz ist. Ich habe einen schriftlichen Vertrag aufgesetzt, der schon die Billigung des Herrn Commerzienraths erhalten hat. Wenn Sie ihn gleich durchsehen und unterschreiben wollen . . .“

Er zog ein Blatt aus der Tasche und legte es geöffnet vor Bernhard auf den Tisch. Dem war's noch immer so, als ob er nicht recht gehört hätte. Er las und las und fand zu seiner Verwunderung alles bestätigt. Fünfstausend Mark! Ihm schwindelte der Kopf. Da stand's in Zahlen und Buchstaben. „Herr Ottmer,“ sagte er, „aber so viel ist das ja lange nicht werth — für keinen Menschen.“

„Lassen Sie das die Sorge des Herrn Commerzienraths sein,“ antwortete dieser, „er pflegt allemal zu wissen, was er thut. Wenn Sie also sonst keine Bedenken haben —“

Bernhard holte vom Schreibtische der Mutter Tinte und Feder. Er schrieb seinen Namen und darunter die Worte: „Mit ehrerbietigstem und wärmstem Dank.“

„Das gehört eigentlich nicht dahin,“ meinte der Bureauchef, „schadet aber auch nichts.“ Er öffnete eine Ledertasche und zählte vier Tausend- und zehn Hundertmarkscheine auf den Tisch. „Richtig?“

Bernhard schüttelte seine Hand, als ob er sie ihm vom Arm abreißen wollte. Er konnte vor Bewegung nicht sprechen. Herr Ottmer rang sich endlich mit Mühe los, wünschte ihm glückliche Reise und entfernte sich.

Als dann die Justizräthin eintrat, zeigte Bernhard mit der Hand über den Tisch hin. Sie erschrak, als sie die Scheine musterte. „Das gehört mir,“ verkündete er freudestrahlend und umhalsste sie. Dann erklärte er ihr den Zusammenhang.

„O, das ist brav von dem alten Freunde,“ rief sie

sehr glücklich. „Nun ist mir Deinetwegen nicht mehr bange, mein Junge. Und ich hoffe auch, daß wir einander wiedersehen. Denn so gar lange wird's ja jetzt nicht dauern, bis Du ein reicher Mann bist. Gott erhalte Dir nur die Gesundheit!“

Der Tag verging nun in wehmüthig-heiterer Stimmung. Bernhard trug sich wohl auch mit Gedanken, wie Greenfish darauf gekommen sein konnte, ihn so reichlich und unter so gutem Vorwand auszustatten, denn daß ihm das Geschäft ernst sei, konnte er sich noch immer nicht gut vorstellen. Da trat ihm auch Ellen wieder vor Augen, und es schien ihm sehr glaublich, daß sie die Anregung gegeben und ihren Vater bestimmt haben möchte. Aber diese Vorstellung hatte jetzt für ihn gar nichts Peinliches mehr. Im Gegentheil: ihr nach allem, was geschehen war, auch nach dem Letzten, diese sorgliche Zuwendung zu verdanken, erregte ihm ein frohes Gefühl. Als ob er nun mit erleichtertem Herzen in die Fremde gehen und von seinen Liebsten Abschied nehmen könnte!

Schwer genug war er doch. Gegen Abend fand sich das Brautpaar, Apotheker Merholz und Ruth, ein. Ruth war, um Bernhard gar nicht von Mutter und Kind abzuziehen, bei Frau Doctor Schneller gewesen, und diese nebst ihrem Manne versäumten nun auch nicht, dem Freunde Lebewohl zu sagen. „Ich kann Euch nun gleich zurückgeben,“ sagte Bernhard, „was Ihr mir gütig anvertraut habt.“ Sie nahmen an der glücklichen Wendung seines Geschickes herzlichen Antheil, meinten aber, die fünftausend Mark müsse er durchaus vollzählig nach Sansibar

mitbringen. Nach einer Stunde verabschiedeten sich Schneller und Werholz, und Ruth setzte sich hinter den Fenstervorhang, ihn mit der geliebten Mutter und Käthe möglichst allein zu lassen.

Das kleine Mädchen schlief bald. Er saß an dem Bettchen und blickte unverwandt in das liebe Gesicht. „Wenn ich das nicht zurücklassen müßte!“ seufzte er.

Die Justizräthin stand hinter ihm und streichelte ihm das braune Haar.

Dann schlug die Uhr neun. Beim letzten Schlage erhob er sich. „Adieu, Mutter — Schwester! Auf den Bahnhof nehme ich Euch nicht mit.“

Noch eine lange Umarmung draußen an der Wiege. „Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ — — —

Eine Stunde, bevor Bernhard in Bremerhaven auf das Schiff stieg, schrieb er an Ellen Greenfish folgenden Brief: „Mein sehr verehrtes Fräulein! Im Begriff, das Vaterland und Europa — wer weiß, für wie lange Zeit — zu verlassen, drängt es mich, Ihnen ein letztes Lebewohl zuzurufen. Ich habe den festen Glauben, daß Sie mir nicht mehr zürnen, so viel Kummer ich Ihnen auch bereitet haben mag. Dieselbe Großherzigkeit, die mich einst zu hoch stellte, hindert Sie jetzt, mich in Ihrem Andenken unter mich zu erniedrigen. Ich will der Vermuthung, daß ich Ihnen wesentlich die sorgenfreie Aussicht in die Zukunft zu verdanken habe, kein zu großes Gewicht beilegen. Aber in Ihrem Auge glaube ich gelesen zu haben, daß Sie mir jetzt gerechter sein können, das beruhigt mich

sehr. Wenn ich vor drei Jahren empfunden hätte, was ich jetzt empfinde — ich weiß nicht, welcher Unsinnigkeit ich fähig gewesen wäre. Heut habe ich nichts mehr zu hoffen, auch wenn ich das Unverzeihlichste beginge, und darum darf ich dieses Geständniß wagen. So lange ich lebe, werde ich nicht aufhören, mit ehrfürchtiger Innigkeit an Sie zu denken und Ihnen alles Glück, was einem Menschen werden kann, auf Ihren Lebensweg herabzuwünschen, wie und wo Sie ihn auch wählen. Leben Sie wohl! Bernhard Weber.“

XIII.

Die für die Hochzeitsreise bestimmten zwei Monate waren fast abgelaufen.

Herr und Frau von Emstall machten die letzte Station in Berlin und wurden von dem Assessor, der durch eine Karte benachrichtigt war und sie auf dem Bahnhofe pflichtschuldigst erwartete, nach dem vornehmen Hotel Bristol begleitet, wo für sie Quartier bestellt war. Ein sehr hübscher Salon und ein geräumiges Schlafzimmer standen zu ihrer Verfügung.

Der Assessor fand seinen Schwager sehr munter und frisch, seine Schwester etwas matt und abgespannt, vielleicht eine Folge der langen Eisenbahnfahrten in den letzten Tagen. Sie gestand ihm aber auch — freilich mit einer gewissen Heimlichkeit, damit ihr Mann es nicht hörte — daß sie schon sehr große Sehnsucht nach Hause empfinde, besonders nach der Mama.

Das Ehepaar hatte Italien durchreist, für sich aber da überall nicht viel gefunden. Toni hütete sich überhaupt, eine Meinung zu haben, und Bolko erklärte die ewigen Kirchen, Museen und Alterthumüberbleibsel für langweilig. Er gehöre leider nicht zu den Menschen, die sich für etwas

enthusiasmiren könnten, was sie nicht verständen, habe auch für derlei Dinge gar kein Gedächtniß. Toni, die immer gleich nach der geringsten Anstrengung müde und ruhebedürftig war, redete ihm gern nach. Sie war jetzt in ihrem Urtheil und ihren Entschlüssen so abhängig von ihrem Manne, vor dem sie sich aber auch ein wenig ängstigte, wie vorher von ihrer Mutter. Erst in Nizza hatte man längeren Aufenthalt genommen und dann zuletzt in Paris. Da lasse sich leben und das Dasein voll genießen! Das war wenigstens die Meinung Bolko's gewesen, der sich Toni willig angeschlossen hatte.

Die Geschichte war dem Paar allerdings etwas theuer geworden. Zweimal hatte Toni an den Papa schreiben und um Nachschuß bitten müssen. Jetzt vertraute Bolko schon in der ersten Viertelstunde seinem Schwager, daß er ganz abgebrannt sei und auf seine Hülfe rechne. Nach Hause wolle er keine Stunde früher zurückkehren, als vorgesehen worden; aber es handle sich ja nur noch um ein paar Tage. Schade, schade! es war doch sehr hübsch in der großen Welt.

Als sie beim Abendthee saßen, der aufs Zimmer bestellt war, fragte Bolko so beiläufig: „Aber was ist denn das mit Dir und Ellen gewesen? Aus den brieflichen Mittheilungen war nicht recht klug zu werden. Bei unserer Hochzeit sah es doch grade so aus, als ob aus Euch beiden etwas werden könnte.“

„Ach — sie ist und bleibt eine alberne Person,“ antwortete der Assessor, „um nichts Schlimmeres von ihr zu sagen. Sie hatte mir's so nahe gelegt — ich mußte

zugreifen. Statt mir dann an den Hals zu fliegen, wie ich erwarten durfte, hat sie sich drei Tage Bedenkzeit aus, und nach deren Ablauf wurde ich von dem Alten, dem die Sache sehr unangenehm war, mit allerhand Winkelzügen hingehalten, bis das Nein endlich doch nicht mehr zu verstecken war. Ich hätte es gar nicht abwarten sollen.“

„Aber welchen Grund gab Ellen denn vor?“ fragte Toni und warf gleich darauf einen Blick auf ihren Mann, ob sie nicht etwa zu vorlaut gewesen sei.

„Den allerverkehrtesten. Sie hatte — weiß der Himmel, durch wen — davon erfahren, daß ich ein Verhältniß mit einer Schauspielerin unterhalten solle.“

„Ach —!“

„Und wenn —! Es ging sie doch wahrlich gar nichts an, was geschehen war, ehe ich um ihre Hand anhielt. Aber sie hat ja so verschrobene Ansichten! Und sie mag wohl auch ihren eigenen Reizen auf die Dauer nicht viel Vertrauen geschenkt haben.“

Toni gefiel diese Antwort gar nicht, aber sie wagte nicht, sich weiter darüber zu äußern und lächelte nur etwas blöde vor sich hin.

„Es war im Augenblick recht ärgerlich,“ fuhr der Assessor fort, „aber ich bin jetzt doch heilsfroh, daß nichts daraus geworden ist. Wir hätten schlecht zu einander gepaßt — wahrhaftig! Ich gab ja auch eigentlich nur dem Wunsche der Alten nach, die sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, daß aus uns ein Paar werden müßte. Nun hab’ ich Ruhe.“

„Wie stellte sich denn der Papa zu diesem Ausgang?“ erkundigte sich Emstall.

„Er war natürlich fuchswild und beschuldigte den Commerzienrath, nicht energisch genug auf Ellen eingewirkt zu haben. Der arme Kerl, glaube ich, hatte recht wenig Schuld, aber die Folgen wird er jetzt doch tragen müssen. Unter alten Geschäftsfreunden durfte so etwas nicht passiren. Sie sind einander jetzt spinnefeind und — wer weiß, wer das länger aushalten kann.“

„Dabei thut mir nur meine Cousine leid,“ bemerkte Emstall, „sie ist mit Ellen schon immer unzufrieden gewesen. Ich kann ihr doch auch unmöglich aus dem Wege gehen. Na — vielleicht läßt sich's durch uns mit der Zeit wieder zusammenfitten.“

Der Assessor ließ das dahingestellt. Er brach bald auf und sagte, er habe noch einen nothwendigen Gang. „Ihr werdet ja auch müde sein. Gehen wir morgen ins Theater? Ich möchte dann rechtzeitig Billets besorgen.“

„Ja, aber nichts Anstrengendes,“ erwiderte Emstall, „man muß sich gut amüsiren.“

„Sie geben da am Schiffbauerdamm ein ganz tolles Ding, bei dem man sich frank lachen kann. Die Handlung ist nicht ganz sauber. Aber was thut das? Toni ist ja jetzt eine verheirathete Frau.“

Sie wurde über und über roth. Bolko antwortete für sie. „Ach, in Paris gewöhnt man sich alle Brüderie ab. Nicht wahr, Kind?“

Er wartete nicht auf die Antwort und begleitete Braunsfels hinaus. „Morgen früh komme ich aufs

Comptoir," sagte er. „Wir frühstücken zusammen. Später habe ich die Pflicht, meine Frau unter den Linden spazieren zu führen. Zum Diner im Hotel bist Du unser Gast. Uebrigens hör' mal — kann ich Dich denn jetzt nicht begleiten?"

„Du wirst doch Deine junge Frau nicht im Hotel allein lassen wollen?"

„Bah! Ich habe sie absichtlich nicht verwöhnt."

Der Assessor sah anscheinend etwas verlegen in seinen Hut. „Weißt Du — heute grade . . . Ich hatte mich mit einer Dame verabredet."

„Der bewußten Schauspielerin?"

„Kann sein. Sprich doch Toni nicht weiter davon."

„Ich werde nicht stören." Er gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter. „Schwerenöther! War am Ende ganz klug, daß Du noch nicht geheirathet hast. Ist manchmal ein bißchen unbequem. Na, will nicht stören. Grüße indessen Fränzchen. Werde heute riesig der exemplarische Ehemann sein. Ade!"

Am Vormittage darauf — es war ein kübler und nebliger Spätnovembertag, die Straßenaussicht überall verschleiert — klopfte Herr von Emstall in der Braunsfels'schen Bankfiliale an die Thür zum Zimmer des Assessors. „Hast Du das Geld schon bereit gelegt?" fragte er.

„Ich habe mir's selbst als Vorschuß buchen lassen," antwortete Braunsfels, „und es wäre mir lieb —"

„Versteht sich, versteht sich, sobald ich zu Hause die Mama bei Seite nehmen kann. Ich habe sie zwar geärgert, aber sie ist mir doch sehr gut."

Der Assessor hatte ein Frühstück auftragen lassen,

Hummer und eine Flasche Sect. Sie setzten sich sehr bald an den Sophatisch.

„Was fangen wir mit uns heute nach dem Theater an?“ fragte Emstall, die Marke prüfend.

„Wir essen und gehen schlafen.“

„Philister! Das ist nicht Dein Ernst. Dazu bin ich auch nicht in Berlin.“

„Hm — ich lasse mich gern verführen. Schlage etwas vor.“

„Nein, Du. Ich bin Gast.“

„Weißt Du, mit der Frau . . .“

„Aber wozu denn mit der Frau? Toni ist immer spätestens um elf Uhr mit Tage fertig.“

Es entstand eine Pause im Gespräch.

„Am meisten Lust hätte ich, bei Frau von Blumberg“ — er lachte dabei — „eingeführt zu werden. Du hast mir soviel von ihren Abenden erzählt, daß ich wohl mit Recht neugierig geworden bin. Läßt sich denn das nicht machen?“

„Ach — machen läßt sich alles,“ antwortete der Assessor sehr gezogen, „aber —“

„Was, aber?“

„Das ist doch am Ende jetzt keine Gesellschaft für Dich.“

„Ich bin doch kein kleines Kind! So etwas ist mir nicht mehr gefährlich.“

„Du wirst spielen.“

„Nur so lange ich gewinne — auf Ehrenwort. Es ist mir nur darum zu thun, einmal die alten Bekannten

wiederzusehen, Mama Blumberg, Fräulein Fränze . . schade, daß Thildchen fehlt.“

„Sie fehlt nicht.“

„Na —?“

„Es hat einen ehelichen Krach gegeben. Ihr Mann soll ausgewandert sein, und sie ist nun zu Hause.“

„Dann aber erst recht! Du darfst mir's nicht abschlagen. Ich stehe doch auch unter Deiner Aufsicht — da kann nichts Dummes passieren.“

„Nun gut,“ sagte Braunsfels nicht ohne Ueberwindung. „Ich wollte ohnedies hingehen. Aber es darf niemand dort wissen, daß Du verheirathet bist, hörst Du?“

„Wenn Du darüber nicht selbst schon gesprochen hast —“

„Ich spreche da grundsätzlich nie über meine Familie.“

„Gut, gut — ganz einverstanden.“

Als Emstall auf die Straße hinaustrat, hatte der Nebel sich gehoben oder legte sich nur noch wie ein ganz dünner Schleier vor die von der Novembersonne matt gelblich beschienenen Häuserfronten. Die Pferdebahnwagen und Droschken tauchten wenige hundert Schritte weiter wie aus blauer Ferne auf oder verflüchtigten sich darin. Er erinnerte sich, daß er seiner Frau versprochen hatte, sie in einer halben Stunde abzuholen. Die Zeit war längst verstrichen, und er eilte nun, nachdem er schnell noch in einem Blumenladen einen Veilchenstrauß gekauft hatte, ins Hotel. Toni saß schon in voller Toilette am Fenster und versuchte ein wenig zu schmollen. „Ja, man kann das beim besten Willen nicht immer so abpassen, liebstes Kind,“

entschuldigte er sich. Die Weilschen versöhnten sie leicht.

Sie spazierten unter den Linden nach dem Brandenburger Thore zu auf der linken Seite, wo das Gewühl am größten war. Da gab es die neuesten Moden zu bewundern und allerhand Uniformen zu sehen. Es bereitete der hübschen jungen Frau auch Vergnügen, bemerken zu können, daß man sich nach ihr umschaute. Volko schlug vor, einen Wagen zu nehmen und in den herbstlichen Thiergarten zu fahren, aber Toni wollte lieber ins Aquarium geführt sein. Bei dem letzten Besuch in Berlin mit der Mama seien die Seerosen ihr ganzes Entzücken gewesen, und jetzt solle auch ein neuer Schimpanse angelangt sein. „Meinetwegen auch ins Panoptikum,“ sagte Volko spöttisch, that ihr aber den Willen. Der drollige Affe fesselte sie eine Stunde lang.

Nach dem Diner, bei dem viel von Paris erzählt wurde, trennte der Assessor sich wieder von dem Paar, das er abends in der Loge wiederzusehen hoffte. „Du wirst in dem Dreiacter Fränze spielen sehen,“ raunte er dem Schwager zu, „klatsche tüchtig.“

Herr und Frau von Emstall zogen sich in ihre Gemächer zurück, um dort ein wenig auszuruhen. Dann ging er ins Lesezimmer, eine Cigarre zu rauchen, während sie mit Hülfe des Stubenmädchens zum Theater Toilette machte.

In dem kleinen, aber reizend ausgestatteten Theater hatte Braunsfels für sie eine Proszeniumsloge mit Beschlag belegt. Man konnte da von dem ganzen Hause gut gesehen werden. Der Dreiacter, der einem Einacter vorausging,

war eine tolle Farce, in welcher der Ehebruch als komisches Motiv benutzt und poetische Gerechtigkeit durch Vergeltung geübt wurde. Fräulein Fränze spielte die Hauptrolle der jungen Frau, die sich so lustig zu helfen wußte. Sie wechselte zu jedem Acte die sich in der Kostbarkeit immer steigende Garderobe, sah sehr chic aus und spielte fesch, dabei doch mit einer pikanten Decenz. Ihre animirende Wirkung auf das Publikum zeigte sich besonders, wenn sie mit der unschuldigsten Miene von der Welt und in fast kindlichem Tone die bedenklichsten Dinge sagte. Mitunter erscholl dann ein wieherndes Gelächter und wüthender Applaus, in den auch die beiden Herren einstimmten, indem sie sich weit über die Brüstung lehnten. Nach jedem Acte erfolgte mehrmaliger Hervorruß. Die gefeierte Schauspielerin versäumte auch nicht, nach der Loge hinaufzugrüßen. Emstall zischelte dem Assessor ins Ohr: „Ist ja reizend — noch viel hübscher geworden — gratulire, gratulire!“

Toni verstand, so aufmerksam sie zuzuschauen meinte, von der Handlung nur wenig und begriff meist gar nicht, weshalb eigentlich gelacht und geklatscht wurde. Sie hatte aber die geheime Furcht, sich zu blamiren, wenn sie sich dies merken ließe, und lachte deshalb mit, wenn ihr Mann rief: „Komisch — furchtbar komisch!“ Sie fand das, was da auf der Bühne vorging, eher traurig, wagte aber keine Aeußerung. Endlich gab sie es ganz auf, einen vernünftigen Zusammenhang zu ergrübeln, und vergnügte sich an den prächtigen Toiletten, die sie auf die pariser Muster prüfen konnte. „Die Dame da muß sehr reich

sein, daß sie sich einen solchen Luxus gestatten kann," bemerkte sie im letzten Zwischenacte, um doch nicht ganz stumm zu scheinen. Die beiden Herren sahen einander dabei ganz eigen an und schienen große Mühe zu haben, sich das Lachen zu verbeißen. Sie wurde roth, als ob sie einfähe, etwas sehr Dummes gesagt zu haben, aber sie dachte vergeblich nach, was so ausgelegt werden könnte.

Nach Schluß dieses Stückes entfernte sich Braunsfels. Er kam erst in der letzten Scene des derblustigen Einacters, der nach längerer Pause folgte, wieder in die Loge, schon in Mantel und Hut.

„Ich habe die Kleine nach Hause gebracht," sagte er Emstall ins Ohr. „Sie freute sich, Dich wiedergesehen zu haben, und war neugierig, zu wissen, wen Du ins Theater mitgebracht hättest. Ich war aber verschwiegen — ha, ha, ha!" Er begleitete das Paar dann nach dem Hotel und ließ den Wagen warten.

„Ich gehe mit Leopold noch ein bißchen kneipen," sagte Emstall. „Du hast doch nichts dagegen, liebes Kind?"

Toni schien überrascht. „Ach — Du willst . . ."

„Du bist natürlich zu müde, uns zu begleiten," fuhr er fort. „Laß Dir den Thee herausbringen und schlafe Dich aus. Wir haben morgen noch eine Anzahl Eisenbahnstunden vor uns, und ich möchte Dich doch der Mama recht munter wieder ans Herz legen."

„Aber wie willst Du in der Nacht hineinkommen —"

„Ich werde das Zimmermädchen bitten, bei Dir zu schlafen. Sie kann sich ja im Salon aufs Sopha legen,

bis ich an die Thür klopfe. Es wird nicht so lange dauern, und man kann ja das Trinkgeld verdoppeln."

Toni schien wenig befriedigt, widersprach aber nicht weiter. Es war nicht das erste Mal, daß sie so allein bleiben mußte und sie wollte vor dem Bruder jede Klage meiden. Sie nahm aber von ihrem Manne nicht grade zärtlichen Abschied.

Die beiden Herren bestiegen wieder den Wagen. Der Assessor bezeichnete dem Kutscher Straße und Nummer des Hauses.

Man hielt jenseit der Spree in der oberen Friedrichstraße. Das Gebäude hatte unten nur Läden, die jetzt geschlossen waren, und im ersten und zweiten Stocke Lager- und Geschäftsräume, die gleichfalls nur bei Tage benutzt wurden. Im dritten Stocke schimmerte die ganze Fensterreihe hell, aber dicke Vorhänge sperrten nach Möglichkeit das Licht ab. Auf dem Trottoir hatte sich nicht weit von der Thüre ein Schutzmann postirt. Das konnte freilich auch ganz zufällig so geschehen sein.

Oben an der verhängten Glasthür empfing die Ankommenden ein Diener in gelblicher Livree mit weißen Metallknöpfen, indem er auf leises Klopfen öffnete. In einer Schale, die auf dem kleinen Marmortische seitwärts standen, lagen Visitenkarten.

Der Assessor wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und führte seinen Gast ohne weiteres ein.

Man gelangte durch ein kleineres Vorzimmer, in welchem sich zur Zeit niemand befand, in den geräumigen, mit einem großen Teppich bedeckten, durch eine Gaskrone

erleuchteten Salon. Frau Blumberg, übrigens in einer einfachen Robe von schwarzem Atlas mit kleiner Schleppe, um den Hals eine goldene Kette mit Medaillon, stand in der Mitte und machte einem kleinen Kreise von Herren und Damen mit fürstlichem Anstande die Honneurs. An einem Tische saßen drei Kahlköpfe und spielten L'Hombre; zwei andere Tische waren noch unbesezt. Aus der Ecke ließen sich die leisen Töne eines Claviers vernehmen als Begleitung zu einem ebenso leisen Gesange einer Männerstimme. Es saß da ein Herr mit dunklem Lockenkopfe oder lag vielmehr auf dem Stuhle vor dem Pianino, ließ mit weit aus dem Rocke gestreckten Armen die langen, knöchigen Finger auf die Tasten tupfen und trug der jungen Dame, die neben ihm saß, die neuesten pariser Chansons vor, indem er die pikante Melodie nur wisperte, aber mit gespitztem Munde die Worte deutlich und pointirt auszusprechen bemüht war. Er verdrehte dabei den langen Hals und die Augen, die immer halb hinter sich die schöne Zuhörerin suchten, um sich des Eindrucks zu versichern.

Es war Franziska. Der Assessor warf ihr eine Kußhand zu, trat aber erst mit Umstall zu Frau Blumberg und stellte ihn vor. „Ah — sehr erfreut,“ sagte sie, sich vornehm verbeugend, mit ihrer sonoren Stimme, „wirklich sehr erfreut. Sie sind mir schon durch Fränzchen, die Sie ja auch im Theater gesehen hat, angemeldet. Herr Braunsfels war so liebenswürdig, sie nach der Vorstellung hierher zu bringen, und mag wohl Ihre Absicht ausgeplaudert haben. Es wäre doch auch unverantwortlich ge-

wesen, wenn Sie Berlin besucht hätten, ohne sich der alten Freunde zu erinnern. Wahrscheinlich waren Sie in früheren Fällen schon so vergeßlich.“

Gmstall küßte Frau Blumberg die Hand. „Wie können Sie glauben, gnädige Frau — ? Wirklich seit langer Zeit wieder zum ersten Mal in Berlin. Hoffe aber, jetzt öfters das Vergnügen zu haben, da meine Verhältnisse —“ der Assessor stieß ihn ein wenig an — „eh, ja — gnädige Frau sehen vortrefflich aus, möchte sagen junonisch. Erfahre ja zu meiner Freude, daß es Ihnen gut geht.“

Sie nickte lächelnd und ließ den schwarzen Federfächer ein halbes Rad schlagen. „Nehmen Sie auch hier bei mir vorlieb,“ sagte sie. „Wahrscheinlich haben Sie noch nicht gegessen. Dort etwas kalte Küche und ein Glas Wein, können aber auch, wenn Sie sehr durstig sind, ein Glas Echtes haben. Lieber Braunsfels . . .“ Sie deutete nach der weit offenen Schiebethür und dem dahinter gelegenen sogenannten Berliner Zimmer, in welchem ein Buffet stand. Ein niedliches Mädchen in weißer Achselschürze mit einem ganz kleinen weißen Häubchen auf dem krausen Scheitel bediente dort die Gäste.

Die beiden Herren traten zunächst ans Clavier. Fränze streckte dem Assessor die Hand entgegen, zog ihn vertraulich an sich heran und rief: „Der Capellmeister ist gar zu komisch. Er weiß, daß ich gar nicht soviel Französisch verstehe, um diese Modesächelchen recht würdigen zu können, ist aber unermüdlich. Die prickelnde Melodie freilich . . . Und es macht auch schon Spaß, ihn beim Singen

anzusehen. Er scheint immer Mustern zu schlucken und Champagner zu schlürfen. Da capo, maestro, da capo!"

Dann begrüßte sie auch Herrn von Emstall, aber ohne aufzusehen und so leichtthin, als wären sie immer in Verbindung mit einander geblieben. „Nun, wie habe ich Ihnen in dieser Rolle gefallen?“ fragte sie, mit den munteren Augen blinzeln. „Sagen Sie's nur ehrlich heraus, ich vertrage die Kritik meiner Freunde.“

Er erschöpfte sich in Lobeserhebungen. Sie unterbrach ihn seufzend: „Ja, das muß man nun spielen und so spielen, um dem Publikum zu gefallen. Ich bin gar nicht so mit allerhand sündhaften Gedanken dabei, wie Sie glauben mögen. Oh, ich möchte viel lieber eine Jungfrau von Orleans oder Maria Stuart tragieren. Braunschels kann mir's bezeugen.“

„Ja, sie quält mich genug, ich solle ihr daraufhin ein Engagement verschaffen,“ bestätigte dieser. „Aber in Berlin, wo sie nun einmal ihr bestimmtes Renommee hat, ist das doch unmöglich.“

„Meinen Sie nicht, daß ich das Talent auch zu so etwas hätte?“ wendete sie sich wieder an Emstall.

Er verbeugte sich. „O, unzweifelhaft. Und es wäre sehr pikant —“

„Warum haben Sie denn die Dame nicht mitgebracht,“ fiel sie lachend ein.

„Welche Dame?“

„Mit der ich Sie in der Loge gesehen habe.“

„Ach — eine Verwandte . . .“

Sie drohte mit dem Finger. „Na — na!“

Der Capellmeister tippte wieder die Tasten und sang leise ein paar Zeilen eines vielleicht anzüglichen Chansons.

Franziska nahm ihm die Hand von der Claviatur. „Haben Sie denn schon meine Schwester gesehen, Herr von Emstall?“

„Nein. Wo ist sie?“

„Dort!“ Sie zeigte durch die Flügelthür in der anderen Wand. „Thilde wird sich gewiß sehr freuen . . . Ich gönne ihr's. Sie ist wieder fürchterlich melancholisch. Erheitern Sie das arme Ding ein wenig, wenn Sie können!“

Sie behielt den Assessor zurück, indem sie ihn zu sich auf die freie Ecke des Sessels zog. Emstall begab sich in das Nebenzimmer, das weniger hell, aber ebenfalls mit geschmackvollem Luxus eingerichtet war.

Auf der Schmalseite, vom Salon aus nicht sichtbar, befand sich ein Kamin. Dort saß Thilde auf einem niedrigen Schaukelstuhl, den sie leise bewegte, vorgebeugt, eine zierliche Ofenkrücke in den Händen. In ihrer Nähe hatten zwei jüngere Herren auf niedrigen Sesseln Platz genommen. Die Unterhaltung schien nicht lebhaft gewesen zu sein, und sie sahen gelangweilt aus, was aber vielleicht ein stehender Zug ihrer nicht eben geistreichen Physiognomien war.

Thilde kam dem Eintretenden wenig verändert vor; nur war die Figur voller, üppiger. Sie trug ein Kleid von gelblicher Wolle, das ihrem zarten Teint nicht schadete. Emstall blieb eine kleine Weile auf der Schwelle stehen und bewunderte die blonden Locken, die in prächtiger Fülle

über die Schultern fielen. Sie schien ihm, seitdem er sie zuletzt gesehen, noch schöner geworden.

Er räusperte sich ein wenig, um sich bemerklich zu machen. Sie blickte auf und schien erschrocken. „Herr von Emstall — Sie? Sie hier?“

Er trat an sie heran und küßte ihr die Hand, die wieder weiß und weich war. „Ich könnte mich eher wundern, daß Sie —“

„D — das hat gute Gründe,“ unterbrach sie. „Wissen Sie denn nicht, daß mein Mann —“

„Ich hörte davon, aber —“

„Lassen wir das,“ fiel sie wieder ein. „Sehen Sie sich zu mir — erzählen Sie mir etwas aus der alten Heimath. Bitte, da ist noch ein Stuhl.“ Sie nannte flüchtig die Namen der beiden Herren zum Zweck der Vorstellung. „Da hat sich gewiß viel verändert. Wie geht's Fräulein Ellen Greenfish? Sie hat wohl längst geheirathet?“

„Doch nicht,“ antwortete er, „sie ist sehr wählerisch.“

„Vielleicht heirathet sie gar nicht. Warum auch? Sie hat's nicht nöthig.“

„Halten Sie's für ein Unglück, zu heirathen?“

„Ach — man macht traurige Erfahrungen!“

Die andern Herren zogen sich bald in den Saal zurück. Eine Weile blieb Emstall mit der schönen Frau allein. Er schob seinen Stuhl näher an den ihrigen heran und sagte theilnehmend: „Es geht Ihnen aber doch jetzt gut?“

„Ach ja,“ antwortete sie, „es wäre Unrecht, zu klagen.“

„Nach allem, was man sieht —“

„Ja wohl — gewiß.“

„Bleiben Sie nun ganz hier?“

„Ja, was soll ich anders . . .“

„Und das bewegte Leben immer in großer Gesellschaft gefällt Ihnen doch auch.“

„Man wird es sehr bald überdrüssig. Oder ich verstehe es nicht . . . Das mag wohl die Hauptsache sein. Ich passe nicht dazu.“

Er wiegte lächelnd den Kopf. „Aber Sie brauchen doch nur zu wollen.“

„Nein, nein — glauben Sie mir nur, ich komme da nicht mit. Es ist mir immer, als gehe alles über mich hinweg.“

„Sonderbar.“ Er wußte im Augenblick nicht, wie er das Gespräch fortsetzen sollte, und schwieg eine Weile. Thilde schwieg auch, indem sie gleichmäßig die Kaminfrücke auf- und abbewegte.

Dann lachte er auf. „Wenn ich Ihr jetziges Logis mit dem früheren vergleiche — ha, ha, ha, der Treppenschur.“

Sie nickte. „Ja. Aber so vergnügt werden wir nirgends mehr tanzen. Ich wenigstens nicht.“

„So recht vergnügt schienen Sie mir damals auch nicht zu sein.“

„Nein, mir fehlte etwas. Damals hätte ich so einen Salon haben mögen.“

Und jetzt mögen Sie ihn nicht?“

Die Antwort blieb aus.

Es kamen neue Gäste, Herren und Damen. Jetzt

nach Schluß der Theater wurde es erst lebhaft. Man sprach sehr laut, scherzte, lachte. Thilde stand auf. „Ich muß hinein, sonst nimmt's die Mama übel.“ Herr von Emstall folgte ihr.

Am Buffet entstand nun ein munteres Gedränge. Die Teller klapperten, die Pfropfen knallten. Man aß und trank aus der Hand, ging dabei von einem zum andern, warf beim dritten und vierten ein Scherzwort in die Unterhaltung ein. Frau Blumberg verließ nicht ihren Platz in der Mitte des Salons, dirigierte aber mit den Augen. Die Töchter waren hier und dort, Herr von Emstall beobachtete fortwährend Thilde. Man sagte ihr überall Schmeicheleien, aber sie verzog kaum den Mund zu einem gefälligen Lächeln und ließ sich nirgends über ein paar Secunden hinaus aufhalten. Franziska dagegen war immer in hellem Lachen und plauderte munter mit jedem, der sie ansprach.

Dann wurde im Salon auf der einen Seite musicirt, auf der anderen gespielt. Eine Dame hatte eine Geige mitgebracht, ein Herr ein Violoncell. Sie würden nächstens ein Concert geben, hieß es, und führten sich hier in die Gesellschaft ein. Emstall hörte eine Weile zu und trat dann an den Spieltisch. Der Bankhalter kam ihm bekannt vor. Wichtig — Herr Walter Blumberg, jetzt ein in gewissen Börsenkreisen sehr geschätzter Vermittler. Er setzte und gewann beharrlich, um bald ebenso beharrlich zu verlieren. Als er schon ein paar hundert Mark eingebüßt hatte, klopfte der Assessor, der hinter ihm zuschaute, ihm auf die Schulter. Er sah sich um. „Ah — gut,

gut.“ Er trat aus dem Kreise und betheiligte sich nicht wieder am Spiel.

Er suchte mit den Augen Thilde. Sie war im Salon nicht zu bemerken. Sollte sie sich wieder zurückgezogen haben? Er blickte durch die Thür ins Nebenzimmer. Um den Kamin saßen Herren und wunderbarlich aufgeputzte Damen. Sie war nicht darunter. Aber hinter einer Epheuwand am Fenster schimmerte ihr gelbliches Kleid. Er ging dorthin und setzte sich ihr gegenüber; sie hatten nur ein kleines Tischchen, auf dem eine Bronzefigur stand, zwischen sich.

Thilde fuhr wie aus dem Schlafe auf. Als sie Ernstall erkannte, schien sie mit der Störung nicht unzufrieden zu sein. „Haben Sie gespielt?“ fragte sie.

„Ja wohl.“

„Verloren?“

„Natürlich.“

„Manchmal gewinnt man auch. Wenn ich spielte — ich glaube, ich würde gewinnen.“

„Weshalb?“

Sie lächelte trübe. „Es ist so ein Aberglaube. Weil ich in der Liebe kein Glück habe.“

„So versuchen Sie's doch.“

„Das ist von der Mama strengstens verboten.“

„Mit meinem Gelde!“

„Nein, nein, das gilt nicht. Ich glaube auch, ich könnte dabei sehr leidenschaftlich werden. Es muß wunderschön sein, so einen großen Haufen Geld zu gewinnen.“

„Was wollten Sie damit anfangen?“

„Ich wüßte schon.“

„Wir müssen es einmal an anderer Stelle versuchen, wo gespielt wird. Wenn sie mir erlauben wollten —“

„Sie spaßen.“

Nach einer kleinen Weile beugte er sich hinter die Figur, sah ihr von untenher in die blauen Augen und legte seine Hand auf die ihrige. „Was ist das eigentlich für eine unglückliche Geschichte mit Ihrem Manne?“ fragte er. „Er hat Sie wohl sehr schlecht behandelt?“

„Ach nein, nein,“ entgegnete sie mit einer gewissen Hestigkeit. „Das dürfen Sie nicht glauben.“

„Aber, wie ich höre, ist er auf und davon gegangen.“

„Das wohl — aber ich bin schuld daran.“

„Sie? Unmöglich. Eine so schöne und sanfte Frau!“

Sie erröthete. „Es läßt sich darüber nicht sprechen.“

„Ging's Ihnen denn gut?“

„Gar nicht. Wir lebten recht kümmerlich — wie ganz arme Leute. Das war's eben. Wenn wir nur etwas mehr gehabt hätten — gar nicht sehr viel — so wär's nicht dazu gekommen. Wir waren einander doch recht gut. Aber die Quälerei jeden Tag und kein Ende abzusehen — da sucht man eine Ableitung um jeden Preis, und zuletzt — zuletzt zahlt man den auch. Wenigstens wenn man schwach ist wie ich. Nur ein wenig besser hätten wir's haben müssen — so mittelmäßig, wissen Sie — dann wär' das alles vorübergegangen. Im Mittelmäßigen, glaub' ich, kann man sogar am glücklichsten sein.“

Umstall wurde aus diesen Reden nicht ganz flug. Er merkte nur, daß es da zerbrochene Töpfe gegeben hätte

und das verlassene Weibchen sich in der Stimmung befand, von einem guten Freunde Trost anzunehmen. Er streichelte ihre weiche Hand, die sie ihm willig ließ, und schob sein Knie weiter vor. „Werden Sie sich nun scheiden lassen, Frau Thildchen?“ fragte er.

Sie seufzte. „Ich muß ja wohl. Die Mama will es. Ich soll, wie sie sagt, wieder frei werden.“

„Das ist auch das Richtige. Sie müssen wieder frei werden.“

„Aber was nützt mir das? Es wird mir nachher nicht anders zu Muth sein. Hier . . . Ich kann Ihnen das nicht so sagen. Aber es ist nichts für mich. Ich lebe in fortwährender Angst . . . Nein, es läßt sich nicht ausdrücken. Und wohin soll ich? Sehen Sie — ich kann nichts aus mir machen, das ist's. Es liegt nicht in mir. Ich möchte wohl, aber es gelingt nicht. Die Mama kann etwas aus sich machen. Nicht wahr? Ich bewundere sie. Und Fränze kann etwas aus sich machen. Ich will nicht mit ihr tauschen; aber bei ihr, wie sie ist, thut das alles nichts. Sie bleibt immer oben. Und es mag ihr auch einmal schlecht gehen, sie wird doch oben bleiben. Das liegt so im Menschen. Aber ich . . . wie ich Ihnen schon sagte: ich kann nichts aus mir machen.“

„Das käme doch auf den Versuch an, Thildchen. Wenn sich nun einer fände —“

„Nein, nein. Ich hab' ein zu schweres Gemüth. Ich kann auch nicht vergessen. Das nicht und das nicht. Wenn ich einmal ganz was Dummes . . . Es thut mir

gleich leid, und ich peinige mich dann damit, daß ich's nicht mehr ändern kann. Das mag ja das Allerdümmste sein, aber —“

Braunfels unterbrach dieses immer vertraulicher werdende Gespräch. Er mahnte zum Ausbruch. Emstall mochte fühlen, daß er guten Grund hätte, und gab ihm nach. Er verabschiedete sich von Thilde mit einem warmen Händedruck. „Ich hoffe, es ist nicht das letzte Mal —“

„Sie sollten nicht wiederkommen,“ fiel sie ein und biß sich auf die Lippe.

„Sie haben recht,“ sagte der Assessor lachend, „er hat gar zu viel Anlage zum Leichtsin.“

„Aber es war mir doch eine Erleichterung, mich einmal aussprechen zu können,“ bemerkte sie ganz leise.

„Komm, komm!“ rief der Assessor und zog Emstall fort.

Sie brachten Franziska nach ihrer Wohnung in der Marienstraße und sprachen dann noch im Café Bauer an.

Als Emstall im Hotel an seine Thür klopfte, öffnete ihm zu seiner nicht freudigen Ueberraschung — Toni. Sie hatte verweinte Augen. „Aber Du solltest doch —“

„Ich überlegte, daß es sich so besser schickte.“

„Ach —! Ich bitte mir aus, daß Du künftig mehr Rücksicht auf Dich nimmst.“

„Aber Du wirst doch nicht noch einmal . . .“

Er ging ärgerlich zu Bett.

XIV.

Das junge Paar wurde zu Hause mit Jubel empfangen. Toni konnte der Mama nicht oft genug theuern, daß sie sich sehr glücklich fühle. Wenn sie sich auch manchmal nach ihr gesehnt hätte, es sei doch auf der Hochzeitsreise sehr schön gewesen, und Volko immer so liebenswürdig und vorsorglich —! Sie war schon so klug, ihr nicht die volle Wahrheit zu sagen.

Einige Wochen nach Weihnachten nahm Volko für zwei oder drei Wochen Urlaub. Er mußte nothwendig das Gut besichtigen, das er kaufen wollte, sagte er. Es sei zwar jetzt nicht dazu die günstigste Jahreszeit, aber etwas könne man schon immer sehen, auch auf den Feldern. Auf die Wintersaat käme es ja sehr wesentlich an. Der Viehstand müsse in Augenschein genommen, auch das todte Inventar festgestellt werden, damit es später keine Irrungen gebe. Im Schlosse würden wahrscheinlich mancherlei Neueinrichtungen erforderlich werden, damit man recht bequem und behaglich wohne. Dazu sei jetzt die beste Jagdzeit, und auf die Jagd lege er großes Gewicht. Er müsse sich selbst von dem Wildstande überzeugen, um später nicht Mergerniß zu haben.

Dagegen war ja nichts einzuwenden, wenn das Gut doch nun einmal gekauft werden sollte, und Mama Braunsfels, die sich im Stillen freute, ihre Toni endlich einmal wieder ein paar Tage für sich allein zu haben, gab ihren Segen.

Herr von Emstall fuhr auch wirklich auf das Gut und besorgte dort die beabsichtigten Geschäfte, aber mit solcher Eile, als ob er es sich nur angelegen sein ließ, möglichst bald wieder nach Hause zu kommen. Sein eigentlicher Zweck war, Zeit zu einem Abstecher nach Berlin zu gewinnen, ohne bei seiner Frau und den Schwiegereltern darüber etwas mittheilen zu dürfen. Den Assessor meinte er leicht bewegen zu können, nicht zu plaudern.

Er traf es insofern günstig, als dieser bei seiner Ankunft in Berlin soeben nach Frankfurt a. M. zu einer Conferenz von Bankdirektoren abgereist war und dann auch noch flüchtig Paris hatte mitnehmen wollen. Man meinte im Comtoir, er werde vor Ablauf einer Woche kaum zurückkehren. Emstall quartierte sich indessen in seiner Wohnung ein.

Es war ihm recht lieb, von seinem Schwager nicht beaufsichtigt zu werden. Hatte er sich auch eingeredet, daß er nur nach Berlin fahre, um sich einmal nach der häuslichen Langeweile in der ersten Zeit nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise harmlos zu amüsiren, so dachte er sich doch als den Mittelpunkt dieses Amüsements den Salon der Frau Blumberg. Den Abend, den er dort verlebte, konnte er sich gar nicht aus dem Sinne bringen.

Und in dem Salon der Frau Blumberg wieder

war es Thilde, die ihn mächtig zu sich zog. Eine verlassene junge Frau, die ihren Scheidungsproceß führte, und so schön und so — einfältig! Und dazu in solcher Umgebung. Sie war sicher für die Dauer wenig geeignet, einen Mann seiner Art zu interessiren und zu fesseln, aber das grade hatte in diesem Falle sein Gutes. Und in ihren blauen Augen steckte doch auch ein sehr reizvolles Etwas, das näher zu ergründen eine angenehme Beschäftigung sein konnte, wie auch ihre wunderliche Aufrichtigkeit Theilnahme weckte und jedenfalls eine anregende Unterhaltung bot. Er sah voraus, daß er künftig von seinem nur sechs Eisenbahnstunden entfernten Gute häufiger Berlin besuchen würde, und dachte sich's sehr angenehm, dort jederzeit eine gute Freundin finden zu können.

Er hatte sich vorgenommen, wirklich nur ein paar Tage zu bleiben, vielleicht gleich wieder abzureisen, wenn er sich beim Wiedersehen enttäuscht fühlte. Absichtlich ging er zu Frau Blumberg vormittags zur Visitenstunde. Bei Tage, meinte er, sehe manches anders aus als beim Lampenlichte nach den Vorbereitungen zum Empfange der Gesellschaft. Er wurde denn auch nur in das kleine Vorzimmer eingelassen, das sich jedoch in bester Verfassung zeigte. Die gnädige Frau kam ihm sogleich in gewählter Toilette entgegen und sprach in liebenswürdigster Weise ihre Freude darüber aus, durch seinen Besuch beehrt zu sein. Sie hoffte, ihn nun häufiger und nicht nur an den Abenden bei sich zu sehen, und zählte ihn zu den alten Freunden des Hauses. Er sprach davon, daß er ein Gut nicht allzuweit von Berlin zu kaufen beabsichtige, aber über den

Preis noch nicht ganz einig geworden sei. Man fordere Summen, als ob die Landwirthschaft nicht Noth leide. Mehr als eine halbe Million wünsche er nicht hineinzustecken.

Diesen Mittheilungen brachte Frau Blumberg die lebhafteste Theilnahme entgegen. Sie hatte angenommen, Herr von Emstall sei ohne Vermögen und deshalb in das Geschäft des Commerzienraths eingetreten. Nun hatte er wohl inzwischen eine Erbschaft gemacht oder war immer ein reicher Mann gewesen. Sie drückte den Knopf einer Glocke und ließ durch das Stubenmädchen anfragen, ob ihre Tochter wisse, daß Herr von Emstall gekommen sei. „Ich pflege sie bei gleichgültigen Visiten nicht zu bemühen,“ bemerkte sie:

Gleich darauf erschien auch Thilde. Sie hatte ein dunkelblaues, mit blaßblauem Sammet garnirtes Kleid an, das bei dem ersten Schneider angefertigt sein konnte und ihre volle Figur sehr vortheilhaft heraus hob. Die Locken hingen so kurz und kraus, als ob sie eben erst der Papi-
lotten entledigt worden wären. Das Gesicht hatte Farbe, die sich jedoch bald verlor. Sie begrüßte den Gast huld-
voll, aber doch etwas scheu. „Ich hatte auf ein so baldiges Wiedersehen gar nicht gehofft,“ sagte sie, „und überhaupt . . .“

Da sie stockte, kam er ihr mit einem Scherze zu Hülfe. „Ueberhaupt wollten Sie nichts mehr von mir wissen — getroffen?“

„Aber warum sollte ich nicht?“ antwortete sie ganz ernst. „Sie waren ja so gut zu mir. Ich meinte nur, Sie hätten Wichtigeres zu thun —“

„Als mit Ihnen zu plaudern und Ihnen in die schönen Augen zu sehen — ? Wahrhaftig nicht, wenigstens nicht hier in Berlin. Wenn Sie wüßten, wie oft ich von Ihnen geträumt habe — !“

„Thilde wird nicht eitel werden,“ mischte sich die Mama geschmeichelt ein. „Allerdings freue ich mich immer zu hören, daß sie gefällt. Das arme Kind hat so schwere Gemüthsbewegungen gehabt. Aber in meiner Pflege sind die Spuren fast beseitigt — nicht wahr? Wenn nur erst der garstige Scheidungsproceß zu Ende wäre! Nun, der Termin steht schon in nächster Zeit an, und zu einem zweiten braucht es nicht zu kommen. Thilde wird dann wieder ihren Vatersnamen annehmen und die traurige Vergangenheit ist wie ausgelöscht.“

Sie bat Herrn von Emstall für den nächsten Tag zu Mittag. Er sprach sich sehr beglückt darüber aus.

Nun war Herr von Emstall regelmäßig den größten Theil des Tages und bis spät in die Nacht hinein in Gesellschaft der Damen. Er fuhr vormittags mit ihnen spazieren, dinirte mit ihnen, wenn er nicht eingeladen war, in einem vornehmen Restaurant, führte Frau Mathilde abends in ein Theater und vergnügte sich dann im Salon der gnädigen Frau, bis die letzten Gäste ihn räumten.

Er spielte und verlor meist. Beim Fortgehen vergaß er nie, ein paar Goldstücke in die Kartenschale zu legen.

Am dritten Tage wurde er doch besorgt, daß man von Hause nach dem Gute schreiben und den Brief zurück- erhalten könnte. Er benachrichtigte daher lieber seine Frau,

daß er in Berlin sei und noch kurze Zeit da bleiben müsse. Der Besitzer des Gutes lebe nämlich jetzt hier, sei ein sehr mißtrauischer alter Herr, der zu jeder geschäftlichen Unterredung einen Rechtsanwalt zugezogen wünsche, und beliebe auch in der Sache selbst viele Weiterungen. Auch sei mit Hypothefengläubigern zu verhandeln. Er legte ein kurzes Schreiben an den Schwiegerpapa mit der Anzeige bei, daß eine nicht unerhebliche Anzahlung nothwendig werde, und mit der Bitte, umgehend der Bankfiliale Zahlungsanweisung zu ertheilen. Die großen Ausgaben verschlangen rasch das Geld, das er mitgenommen hatte.

Sobald er bei Kasse war, warf er es mit vollen Händen aus. Er verspielte Tausende, beschenkte Frau Blumberg und besonders Thilde verschwenderisch mit Brillanten. Seine Beziehungen zu dem Lockenkopfe wurden die allerintimsten. Sie küßten einander, und Thilde, ganz berauscht von seinen Huldigungen, gestattete ihm, wenn sie allein waren, jede Vertraulichkeit. Da schien nun endlich der Prinz gekommen zu sein, der sie in der goldenen Kutsche abholte. Sie verlor jede Schätzung des wahren Werths der Dinge um sie her und ließ sich mit dem Strome treiben, der sie nun einmal erfaßt hatte. Niemand hielt sie zurück, niemand warnte sie auch nur.

Emstall glaubte nur noch eine Gelegenheit herbeizuführen zu dürfen, sich ihrer ganz zu bemächtigen. Er erinnerte sich von der Zeit her, als er hier als Officier stand, eines geheimen Spielclubs, den er öfters besucht hatte. Er überredete Thilde leicht, ihm eines Abends, als er sie zum Theater abholte, lieber dahin zu folgen; da

könne sie nun einmal erproben, ob sie Glück im Spiel habe. Was sie gewinne, gewinne sie für sich. Ihre Voraussage traf zu: sie wurde bald von der tollsten Leidenschaft für das Spiel erfaßt, wagte die unsinnigsten Sätze und gewann fast immer. Der Champagner floß. Ihr war die Kehle trocken zum Ersticken. Sie goß ein Glas nach dem anderen hinunter. Die dumpfe Luft in dem engen, mit Menschen erfüllten Locale betäubte sie völlig. Ihr Cavalier führte sie zum Wagen. Von den nächsten Stunden hatte sie nur ein dumpfes Bewußtsein. Endlich zu Hause angelangt, klagte sie über Kopfschmerz und begab sich sogleich zu Bette.

Am anderen Morgen fand Ernstall sie wieder sehr melancholisch. Er wollte ihr das gewonnene Geld auszuhändigen, aber sie sagte: „Behalte es nur — ich war nur Deine Hand, es gehört Dir,“ und dann fing sie plötzlich zu weinen an und schluchzte immer heftiger, ohne ein Wort zu sprechen, so zärtlich er sie auch zu beruhigen suchte. Da er ihr nun immer dringlicher zusprach, sie möchte doch kein Kind sein und sich vor der Mama keine Blöße geben, lehnte sie sich an seine Brust und klagte leise: „Ich weiß, wie alles kommen wird — ich weiß — ich weiß. Widerstehen kann ich Dir nicht — und Du wirst mich immer tiefer in die Tiefe reißen. Und dann — und dann? Für wen bin ich dann noch schön? Schaudert Dir nicht, daran zu denken? Die Lust hier . . . Ich wollte gleich fort — aber die Mutter hielt mich zurück. Und wohin sollte ich auch? Und wohin gehe ich nun — wenn Du mir — nicht treu bleibst? Es giebt nur eins . . .“

Er schloß ihr den Mund mit Küffen. Sie war so sonderbar — ihm wurde selbst bange.

Und dann kam ein Unglücksabend.

Ein liederlicher junger Mensch, der Sohn eines höheren Beamten ohne Vermögen und Kassirer in einem Bankgeschäft, hatte mehrere tausend Mark, die er für seinen Principal erheben sollte, unterschlagen und das Geld im Salon der Frau von Blumberg verspielt. In Verzweiflung darüber hatte er sich seinem Vater zu Füßen geworfen und zu seiner Entlastung behauptet, es sei mit falschen Karten gespielt worden. Sein Vater war zum Polizeipräsidenten gegangen und hatte die gefährliche Spielhölle angezeigt, vielleicht in der Hoffnung, es könnte den Versüßern die Beute wieder abgenommen, sein Sohn gerettet werden. Damit war der Polizei der längst erwünschte Anlaß zum Einschreiten gegeben.

Bald nach elf Uhr erschien oben an der Flurthür ein Polizeilieutenant mit zwei Schutzleuten. Der Diener eilte verschüchtert hinein und sprach leise mit der gnädigen Frau. Sie wurde bleich, faßte sich aber rasch wieder und sagte würdevoll: „Ich lasse bitten, einzutreten. Meine Herrschaften, die Polizei findet sich veranlaßt —“

Man stand von den Spieltischen auf, warf die Karten zusammen, strich die Goldstücke ein, drängte nach der Thür zum zweiten Zimmer. Frau Blumberg hatte aber auch noch nicht ausgesprochen, als schon der Beamte eintrat und sich durch einen Blick über den Salon hin zu

orientiren suchte. „Ich bitte die Störung zu entschuldigen,“ sagte er höflich, „ich folge einem höheren Auftrage.“ Er wendete sich zu der in der Mitte stehenden, hochaufgerichteten Dame.

„Frau von Blumberg?“

„Blumberg ist mein Name,“ antwortete sie. „Darf ich wissen —?“

„Ich bedauere, Ihnen mittheilen zu müssen, daß der Polizei eine Anzeige des Inhaltes zugegangen ist, es werde hier allabendlich Hazard gespielt, Frau Blumberg —“

„In meinem Salon, denke ich —“

„Gewerbsmäßig —“

„Das ist durchaus ein Irrthum.“

„— und mit falschen Karten.“

Sie wurde zornroth. „Eine infame Verleumdung, von wem sie auch ausgehe!“

„Ich zweifle nicht, aber —“

Einige von den Herren und Damen wollten sich mit allen Zeichen der Entrüstung entfernen.

„Ich ersuche die Herrschaften, einen Augenblick zu verweilen,“ sagte der Polizeilieutenant, „nur so lange, bis ich Ihre Namen und Wohnungen notirt haben werde.“ Er trat zunächst an die Tische und belegte die Karten mit Beschlagnahme. „So — wenn ich nun bitten darf.“

Er ging reihum. Unter den verzeichneten Namen waren einige sehr klangvoll und den besten Familien angehörig. Mancher sprach so leise, daß der Beamte kaum ihn verstand.

Auch Herr Bolko von Emstall wurde zu seinem großen Verdruß aufgeschrieben.

Raum hatten die Beamten sich entfernt, als ein Sturm des Unwillens losbrach. Man theilte einander Vermuthungen mit, was zu dieser Denunciation eine Spur von Anlaß gegeben haben könnte, sprach von unwürdigen Verdächtigungen. Frau Blumberg war bemüht, die empörten Gemüther zu besänftigen. Die Karten selbst würden ja die Lächerlichkeit der Beschuldigung erweisen; sie selbst werde gleich morgen zum Herrn Polizeipräsidenten fahren und jede gewünschte Aufklärung geben; wahrscheinlich würde niemand sonst durch diesen Vorfall irgendwie belästigt werden. Man glaubte ihr doch nicht so recht und verabschiedete sich bald in verdrießlicher Stimmung.

Raum hatten die letzten Gäste den Salon geräumt, als Assessor Braunsfels eintrat. Er war eben aus dem Wagen gesprungen und die Treppen hinaufgestürmt; sein Gesicht sah sehr erhitzt aus. Mit zornigen Augen blickte er überall umher. „Wo ist —“

Frau Blumberg ging ihm entgegen und suchte seine Hand zu fassen. „Ein sehr bedauerlicher Eingriff der Polizei,“ sagte sie, „ganz unberechtigt —“

„Ich hörte schon,“ fiel er ein, „geht mich wenig an. Aber —“ er blickte wieder um sich. „Wo ist mein Schwager?“

„Ihr Schwager?“ fragte Frau Blumberg verwundert.

„Ja — Herr von Emstall. Er ist doch hier? Ich

bin vor einer Stunde mit der Bahn angekommen. Franziska erzählte mir —“

„Herr von Emstall ist —“

„Mein Schwager — ja, ja. Das ist nun nicht länger zu verschweigen. Vor drei Monaten hat er meine Schwester geheirathet.“

Aus dem Nebenzimmer erscholl ein gellender Aufschrei. Braunsfels eilte dahin. Thilde lag ohnmächtig im Arm Emstall's, der selbst nicht ganz sicher auf den Füßen zu stehen schien. „Was machst Du denn für unnützen Lärm!“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Unnützen Lärm?“ fragte der Assessor zurück. „Ich durste überrascht sein, zu hören, daß Du meine Abwesenheit benutzt hast —“

„Ich denke, wir verhandeln dieses Thema unter vier Augen,“ wies Emstall ihn ab.

Braunsfels wurde so bald nicht seiner Entrüstung Herr. „Die hier sind, sollen und müssen es wissen. Du hast vergessen, was Du meiner Schwester schuldig bist, meinen Eltern, mir, Deinem guten Namen —“

„Ich will Dir Rede stehen.“

„Das erwarte ich. Du wirst mich begleiten!“

„Das war ohnedies meine Absicht.“ Er führte Thilde nach dem Sopha und legte sie darauf. „Ich stehe zur Verfügung.“

Die Herren entfernten sich. Starr und keines Wortes mächtig sah Frau Blumberg ihnen nach. Dann beschäftigte sie sich mit ihrer Tochter.

Zwischen den beiden Schwägern kam es im Wagen und dann in der Wohnung des Assessors zu einer sehr heftigen Aussprache. Braunsfels überhäufte Gmstall mit Vorwürfen, auf die dieser nur mit allgemeinen Entschuldigungen antworten konnte. Die verlockende Gelegenheit — sein heißes Blut . . . „Und was soll nun geschehen?“ rief Braunsfels endlich. „Du wirst nicht erwarten, daß ich eine so unerhörte Beleidigung meiner Familie ruhig hinnehme, daß ich schweige. Die Meinigen müssen erfahren, was geschehen ist, meine Schwester wird die Scheidung verlangen, ich muß Dich vor die Pistole fordern. Siehst Du das nicht ein?“

Gmstall zog den Kopf in die Schultern. „Thue, was Du nicht lassen kannst. Selbstverständlich werde ich Dir jede ritterliche Genugthuung geben. Ob damit für Toni etwas gewonnen ist, daß ihr Bruder mich über den Haufen schießt, oder daß ich . . . Es wäre doch zu erwägen. Ich leugne ja gar nicht, daß ich mich vergangen habe, aber, mein Himmel! Wer weiß davon? Du. Die Frauenzimmer hast Du in der Hand. Wozu einen Familien-scandal provociren? Aber wie Du willst — ganz wie Du willst.“

„Wie ich muß,“ entgegnete der Assessor wuchtig. „Ich kann's nicht verantworten, zu schweigen. Dein Name ist der Polizei bekannt, wird in der öffentlichen Gerichtsverhandlung genannt werden. Wie kamst Du in dieses Haus? Nein! Der Vater mag entscheiden. Ich reise gleich morgen zu ihm, und Du wirst hier abwarten, wie man über Dich beschließt.“

„Den herrischen Ton verbitte ich mir,“ sagte Emstall empfindlich.

„Ich habe mit Dir überhaupt kein Wort mehr zu reden,“ antwortete Braunsfels heftig. „Wenn es Dir jetzt gefällig ist . . .“ Er wies nach der Thür. „Nach dem, was vorgefallen ist, wirst Du wohl meine Gastfreundschaft nicht weiter in Anspruch nehmen wollen. Schreibe das Hotel, in dem Du logirst, auf eine Karte und schicke sie mir morgen früh vor Abgang des Zuges.“

„Du bist sehr liebenswürdig,“ zischte Emstall, indem er den Hut trotzig aufstülpte. „Ich verpflichte mich vorläufig zu nichts, mein Bester. Es kann sein, daß wir morgen denselben Zug benutzen. Sprichst Du mit dem Vater, so kann ich ja wohl mit der Mutter sprechen. Gute Nacht!“

Er ging und pfiß auf der Straße das Schelmliedchen der Lola aus der „Cavalleria“.

Aber nur den Anfang der Melodie. Bald verstummte er. Es war ihm abscheulich zu Muth. Er schlug den Mantelkragen auf, denn es pfiß ein eisiger Wind durch die Straße und legte den hartkörnigen Schnee von den Dächern. Welche Verrücktheit! Wie war das nur möglich gewesen? Er krampfte die Finger in die Hände und biß die Zähne zusammen. Welche Verrücktheit! Aber es war einmal geschehen. Jetzt durch!

Emstall mußte sich nach einem Nachtlogis umsehen. Eine Weile war er rechts und links gelaufen, ohne daran zu denken, wohin er ging. Unwillkürlich hatte er den Weg eingeschlagen, den er so oft nach der Blumberg'schen

Wohnung gegangen und gefahren war. Er merkte es erst, als er auf die Weidendammer Brücke gelangte. Die großen Hotels lagen alle in entgegengesetzter Richtung. Als er noch bedachte, wohin er sich wenden sollte, hörte er in der Nähe Geschrei. Nach einigen Schritten bemerkte er am Geländer einen Haufen von Menschen, der sich durch Hinzutretende rasch vergrößerte.

„Was giebt's denn da?“

„Es ist eben eine Frauensperson ins Wasser gesprungen. Sie ist wie toll gelaufen gekommen und hat sich gleich kopfüber hinabgestürzt. Niemand hat sie aufhalten können, so rasch ist's geschehen.“

„Von wo kam sie?“

„Von dort.“ Man zeigte nach Norden.

„Mein Gott! Aber geschieht denn nichts zu ihrer Rettung?“

„Das Wasser ist gefroren. Sie hat beim Falle das Eis durchbrochen und ist gleich daruntergerathen. Es trägt keinen. Was soll man thun?“

Ein paar Schutkleute fanden sich ein und gaben Befehle. Auch sie waren ziemlich rathlos. „Die findet man erst, wenn das Eis aufgegangen ist.“

Nach einer Viertelstunde war die Brücke leer.

Emstall wurde von einer bösen Ahnung erfaßt. Er wehrte sich dagegen, bald aber ging die Phantasie ihren eigenen Weg. Er sah vor sich eine spiegelglatte und ganz durchsichtige Eisdecke und darunter von den Wassern gehoben und dicht angedrückt, die Gestalt eines schönen Weibes, die langen blonden Locken ringelten sich wie

Schlangen um das bleiche Gesicht mit den weit offenen blauen Augen. „Unsinn — Unsinn!“ Er schritt die Straße weiter hinaus, ohne nachzudenken, wohin ihn der Weg führen könnte.

„Wenn das geschehen wäre —! Sie müßte krank im Kopfe gewesen sein. Was hat sie sich denn eingebildet? Unmöglich — unmöglich. Aber Zusammenhang kann's haben, man begreift nur nicht . . . Lächerlich! Die nimmt sich nicht um so etwas das Leben — lächerlich! Und wenn doch!“

Er schüttelte sich wie im Fieber und lief hastiger weiter, als verfolgte ihn jemand. Da war ja das Haus. Er sah die Wand hinauf: es war im dritten Stock alles dunkel. Aber die Hausthür — — die Hausthür stand offen, und der Schlüssel steckte im Schloß.

Mit bange klopfendem Herzen trat er ein, tastete sich die Treppen hinauf. Er setzte den Glockenapparat an der Entreehür in Bewegung — immer stürmischer. Endlich hinter den Vorhängen ein schwacher Lichtschein. „Wer ist denn da?“ Die geärgerte Stimme der gnädigen Frau selbst.

„Ich bin's — Emstall,“ antwortete er.

„Aber was wollen Sie denn? Wie kamen Sie ins Haus?“

„Die Thür unten war auf. Um Himmelswillen, sehen Sie nach, ob Thilde schläft.“

„Thilde? Sicher.“

„Nein, sehen Sie nach, ich bitte Sie. Wenn ich Ruhe haben soll . . .“

„Aber das ist doch nährisch.“

„Ich bitte Sie, sehen Sie nach. Es kann ja eine lächerliche Einbildung sein — ich hoffe es. Aber . . . Vor einer halben Stunde hat sich von der Weidendammer Brücke eine Frauensperson in die Spree gestürzt, und wenn . . .“

Der Lichtschein verschwand — kehrte wieder.
„Himmliche Barmherzigkeit — mein Kind, mein Kind!“ — — —

XV.

„Dar-es-Salaam.

Datum des Posttempels.

Sehr verehrtes Fräulein!

Es ist ein Jahr vergangen, seit ich in Bremerhaven von Ihnen brieflich Abschied nahm. Damals schon gelobte ich mir, Ihnen in jedem Jahr einmal von mir Nachricht zu geben und gleichsam Bericht zu erstatten, wie ich mich mit den Mitteln, über die ich verfügen durfte, vorwärts gebracht hätte. Nicht daß ich mir thöricht einredete, Ihnen einen Gefallen damit zu erweisen, wenn ich mich Ihnen so von Zeit zu Zeit in Erinnerung brächte, aber doch in der Hoffnung, daß es nicht Ihr Mißfallen erregen würde, ein solches Schreiben aus dem fernen Afrika zu erhalten und daraus zu erfahren, wie es dem Manne, dem Sie einst ein großes Loos zgedacht hatten, in seiner beschränkten Arbeitsthätigkeit ergehe.

Vielleicht sagt es Ihnen nichts Neues. Ich stehe mit meiner Mutter in ziemlich regelmäßigem Briefwechsel, und es ist möglich, daß sie oder Ruth gelegentlich von mir gesprochen haben, wie sich ja mitunter auch in den Briefen, die ich empfangen, eine Zeile auf sie bezieht. Aber

das weiß ich nicht und möchte ich auch nicht wissen, denn ich will mir die Freude nicht stören lassen, selbst zu Ihnen sprechen zu können, Fräulein Ellen, mag Ihnen das Mitgetheilte von Bedeutung sein oder nicht. Ich denke noch selbstüchtiger. Es könnte ja sein, daß Sie diesen Brief oder folgende Briefe unwillig bei Seite schoben und ungelesen ließen. Dann hätte ich sie doch geschrieben und beim Schreiben in Gedanken an Sie sehr selige Stunden verlebt — die seligsten, die ich mir hier überhaupt schaffen kann — Sie ahnen nicht, wie einsam ich mich fühle und welche Wohlthat ich mir erweise, wenn ich mich mit denen in solchen geistigen Rapport setze, die ich am schwersten vermiße.

Ich bin jetzt auch gar nicht mehr zaghaft, zu Ihnen heranzutreten und Ihnen die Hand entgegenzustrecken. Ueber halb Afrika und Europa freilich! Aber es war ja mein Wille, die Entfernung so weit zu stecken, daß ich mich hoch aufrichten müsse, über Länder und Meere nach der alten Heimath zu schauen. Ich bin nun auch ein anderer, als ich dort war, nehme mir selbst ein anderes Maß. Nur was einer kann, das gilt hier; was ich aus mir mache, das bin ich. Und so stehe ich in meinem Bewußtsein hier auch vor Ihnen anders als dort, Fräulein Ellen, und ich habe wieder den Muth, zu meinen, wir könnten trotz allem einander verstehen.

Nach vierwöchiger Fahrt lief unser Schiff Tanga an, einen hübschgelegenen und in raschem Aufblühen begriffenen Hafenplatz an der nördlicheren Küste. Ich habe mich da und in Bagamoyo, gegenüber Sansibar, gründlich um-

gesehen, aber die Ueberzeugung gewonnen, daß ich mir nur hier in der Gouvernementsstadt Dar-es-Salaam eine fruchtbringende Arbeitsstätte schaffen kann. Eine Plantage auch nur im kleinsten Umfange anzulegen, erfordert sehr bedeutendes Capital; die Handelschaft will erlernt sein und widerstrebt meinen Neigungen, gewinnbringend ist sie für den Deutschen auch nur, wenn sie mit großen Mitteln betrieben werden kann. Wäre ich mit leeren Händen hergekommen, so hätte ich mich um irgend eine dienende Stellung bemühen oder bei der Schutztruppe anwerben lassen müssen; dann hätte ich es wahrscheinlich nie zu selbständigem Erwerb gebracht. Nun galt es zu prüfen, ob ich mit meinen besonderen Kenntnissen und meinem bescheidenen Besitz irgendwo etwas anfangen könnte, woraus in Zukunft ein guter Ertrag zu erwarten wäre. Ich glaube, das Richtige getroffen zu haben.

Die Bucht von Dar-es-Salaam bildet einen vorzüglichen Hafen für die größten Schiffe. Aus einem elenden Negerdorf ist in wenigen Jahren eine sehr ansehnliche Stadt mit Hunderten von Steinhäusern entstanden. Das deutsche Gouvernement beschäftigt viele Beamte; evangelische und katholische Missionsanstalten haben ihre Niederlassungen; überhaupt wohnen sehr viel mehr Europäer und besonders auch Deutsche hier als an irgend einem anderen Küstenplatze unseres ostafrikanischen Gebiets. Eine Eisenbahnverbindung mit Bagamoyo wird den Ausgangspunkt des Handels mehr und mehr hierher verlegen. Das Klima ist bei genügender Berücksichtigung der eigenartigen Verhältnisse und bei vorsichtiger Schonung erträglich, der

ganze Zuschnitt des Lebens ungefähr der einer europäischen Stadt. Die sie umgebende Cocusnußplantage giebt ihr ein sehr freundliches Ansehen. Man ahnt nicht, wie nahe hinter ihr die unwirthliche afrikanische Steppe liegt. Schiffe beleben fast immer den gutgeschützten Hafen.

Ich habe es für möglich gehalten, hier eine Werkstätte für Eisenarbeiten aller Art mit Aussicht auf Erfolg zu begründen. Das Bedürfniß ist vorhanden. Viele Artikel werden sich am Orte weit billiger herstellen lassen, als sie fertig bei der Einfuhr kosten. Allerhand Maschinen sind der Plantagenwirthschaft unentbehrlich und können am Orte leichter den besonderen Verhältnissen angepaßt, für den Transport geschickter hergestellt werden. Eiserner Häuser sind sehr beliebt, kleinere Fahrzeuge für den Küsten- und Flußverkehr in der Nähe erwünscht. Eine Schlosserei wird stets Arbeit finden und an Reparaturen aller Art kein Mangel sein. Ist erst die Gelegenheit geboten, den Bedarf am Platze selbst zu befriedigen, so zweifle ich nicht, daß man dem Unternehmen willig entgegenkommen wird. Seitens des Gouvernements habe ich die freundlichsten Zusicherungen erhalten.

Mich auf diese Thätigkeit vorzubereiten, war die Hauptaufgabe dieses ersten und hoffentlich schwersten Jahres. Ich habe eine geräumige Baustelle mit günstigem Zugange zum Hafen erworben und mir darauf ein einfaches Haus errichtet, das zugleich als Wohnung und als Werkstätte dient. Ein Schuppen ist für die Materialien bestimmt, ein leichtes Gebäude von der Art, wie es die Eingeborenen zu benutzen pflegen, zum Schlafrum für

schwarze Arbeiter. Werkzeuge habe ich hier nur für den rohesten Anfang erwerben können, aber in bester Qualität aus Deutschland verschrieben, von wo sie freilich erst nach einigen Monaten anlangten. Die größte Schwierigkeit bestand in der Beschaffung von Arbeitskräften. Es gelang mir, einen Schlosser und einen Tischler, beide Deutsche, zu gewinnen, die mittellos hergekommen und einem gewissenlosen Agenten in die Hände gefallen waren. Ich bezahlte ihre Schulden und sicherte mir ihre Dienste durch guten Lohn. Es ist ihr eigenes Interesse, mir treu zu sein. Alle Arbeiten aber, die größere und länger andauernde Kraftanstrengung erfordern, müssen von Negern verrichtet werden, die erst anzulernen und wenig zuverlässig sind. Ich versuche es mit Wanyamwesi, denen in ihrer Heimath die Eisenarbeit nicht ganz fremd ist. Man sagt ihnen zum Lobe nach, daß sie eine dunkle Vorstellung von dem haben, was Pflicht heißt, und des Ehrgefühls nicht ganz ermangeln. Ich habe sie aus den Trägern ausgewählt, welche die Karawanen aus dem Innern bilden, und hoffe, sie durch gute Behandlung wenigstens so lange an mich zu fesseln, bis ich Ersatz heranschaffen kann.

Nun ist mein Capital bis auf eine kleine Reserve festgelegt, und es fragt sich also, welche Zinsen es tragen wird. Meine Schmiede, Schlosserei, Modelltischlerei und Gießerei sind in Thätigkeit. Vorläufig ist mir fast nur Reparaturarbeit übertragen. Da sie aber zur Zufriedenheit ausfällt, sieht man sich auch schon meine Zeichnungen an und stellt Aufträge aller Art in Aussicht. Eine eiserne Brücke und ein Fährboot habe ich bereits übernommen.

Der Gewinn wird groß genug sein, einige noch fehlende, vorläufig zu theure Arbeitsmaschinen bestellen zu können. Ich gehe mit aller Vorsicht weiter.

Ich fürchte, Sie werden mich auslachen, verehrtes Fräulein, daß ich Ihnen so breit und trocken diese Dinge vorführe, die Ihnen an sich sehr gleichgültig sein müssen und von Ihnen vielleicht wenig theilnehmender deshalb betrachtet werden, weil sie zu mir in Beziehung stehen. Dazu kommt, daß ich nicht einmal sicher bin, Ihnen einen richtigen Begriff meiner bisherigen Errungenschaft zu geben. Wenn Sie da von Schmiede, Schlosserei, Gießerei u. s. w. lesen, so dürfen Sie nicht entfernt an die Werkstätten denken, die Sie auf Ihres Herrn Vaters Werk antreffen. Ich will deshalb doch nicht zu bescheiden von mir denken. Auch nur so viel hier mit einem kleinen Capital fertig gebracht zu haben, mag als eine Leistung gelten, deren ich mich erfreuen darf.

Und so könnte ich diese afrikanische Epistel an meine gütige Protectorin schließen. Sie würden sich aber doch wohl wundern, wenn ich ein Ereigniß unberührt ließe, das mich tief erschüttern mußte. Ich denke an Mathildens trauriges Ende. Nur die Thatsache ist mir mitgetheilt worden, darüber hinaus dann mehr eine Andeutung vager Vermuthungen, denen nachzuspüren ich mich nicht berufen fühle. Soll ich ihrer mit inniger Theilnahme gedenken können, so stelle ich sie mir vor als eine tief Unglückliche, deren Gemüth längst krank war, und die in den Tod ging, weil sie sich der Haltlosigkeit ihres Charakters nur zu bewußt wurde. So mögen denn die letzten Motive

der unseligen That unenthüllt bleiben. Wie sie auch gefehlt haben sollte, nach ihrem Hinscheiden blieb sie mir nur noch die Mutter meines Kindes. Es gehört mir durch sie, es ist mir das Theuerste auf der Welt. Wer ihm ein Liebes thut, der thut mir ein Liebes.

Was in meinem Herzen neu sprießen und grünen möchte, halte ich nieder. Es müßte doch verdorren unter dieser heißen Sonne, die nun lange, lange meinen Tag zu bescheinen hat.

Leben Sie wohl, Fräulein Ellen!

Mit wärmster Verehrung Bernhard Weber."

Diesen Brief, so oft sie ihn auch las, ließ Ellen unbeantwortet. Sie sagte nicht einmal irgend einem Menschen davon, daß sie ihn erhalten hätte. Auch nicht ihrer Freundin Ruth, die nun längst Frau Apotheker Werholz war.

Beim nächsten Besuch, den sie der Justizräthin abstattete, brachte sie aber der kleinen Käthe eine reizende Puppe mit.

Sie hatte manche stille Sorge ihres Vaters wegen. Es war ihm ein schwerer Schlag gewesen, als seine Tochter sich entschloß, dem Assessor Braunsfels das Jawort nun doch zu versagen. Die Abweisung wurde ihm dadurch noch schmerzlicher, daß Ellen erklärte, überhaupt nicht heirathen zu wollen. Dieser principielle Grund versöhnte auch den Freier nicht. Er empfand die Absage unter den besonderen Umständen als eine Beleidigung, und sein Vater nahm sie womöglich noch mehr übel als er selbst. „Sein Haus“ suchte sich zu rächen. Greenfish sah eine Weile

seinen Credit sehr empfindlich geschädigt. Die heimlichen Mörgeleien und offenkundigen Kränkungen, die unruhigen Tage und schlaflosen Nächte zehrten an seiner Gesundheit. Seine Frau war in großer Sorge um ihn.

Ellen beobachtete ihn ängstlich und erfuhr genug von den Machinationen seiner Gegner, um über den Grund seines Uebelbefindens volle Klarheit zu haben. Und doch wurde es ihr immer gewisser, daß sie eine andere Entscheidung über sich gar nicht habe treffen können und ihr einziges Versehen darin bestand, daß sie in einem Momente schwerer Selbsttäuschung unerfüllbare Hoffnungen geweckt hatte. Als die Zeitungen pikante Mittheilungen über den Salon der Frau „von“ Blumberg brachten und mit Behagen die Beziehungen erörterten, in welchen die Dame durch ihre Tochter, eine durch ihre prachtvollen Toiletten glänzende, in Sportfreisen viel gefeierte Schauspielerin, zu einem „bekannten jungen Finanzmann“ gestanden hatte, da athmete Ellen erst recht frei auf, und auch ihrem Vater leuchtete es nun ein, daß sie den Assessor richtig erkannt habe. Ellen that, was in ihrer Macht stand: sie bot ihrem Vater ihr ganzes mütterliches und großmütterliches Vermögen zu beliebiger Verwendung an und drang so lange in ihn, bis er sich entschloß, es zu einer Unterlage zu benutzen. Das überhob ihn in der That einer augenblicklichen schweren Verlegenheit und brachte sein Mißgeschick zum Stillstand.

Herr von Emstall und Toni blieben „ein glückliches Ehepaar“. Der Assessor freilich hatte gethan, was er für seine Pflicht hielt, und in der ersten Erregung und Empörung

waren seine Eltern sofort zur Lösung der Ehe entschlossen gewesen; bald aber gewann eine mildere Stimmung die Herrschaft. Man scheute den Scandal, fürchtete für Toni. Die Mama konnte es nicht übers Herz bringen, sie „grade jetzt“ zu beunruhigen. Seufzend fügte man sich ins Unvermeidliche. Toni erfuhr nichts, Bolko erhielt Verzeihung, nachdem er Buße gethan. Sie bestand darin, daß er vorläufig auf den Ankauf des Rittergutes verzichtete und der Schwiegermama gelobte, ihrer mütterlichen Sorge um Toni nie störend in den Weg zu treten. Den Bemühungen des Stadtraths gelang es, zu verhindern, daß Gmstall's Name in dem Spielerproceß öffentlich genannt wurde, und so war glücklicherweise auch dem Stadtflatsch der Boden entzogen. Frau Braunsfels nahm überall den Mund um so voller zum Lobe ihres Schwiegersohnes, der es für gerathen hielt, sich zu ducken und seinen Ruf als „exemplarischer Ehemann“ nicht zu gefährden. Das war allerdings für ihn eine sehr heilsame Uebung.

Nach Ablauf des zweiten Jahres schrieb Bernhard Weber wieder an Ellen. Er hatte viel Erfreuliches zu berichten. Sein kühnes Unternehmen war geglückt; es fand sich lohnende Arbeit in Fülle, seine deutschen Gesellen waren ihm treu geblieben, die Schwarzen allmählich an regelmäßige Thätigkeit gewöhnt worden. Er hatte ein Stück Land zukaufen, das Haus erweitern, neue Bauten aufführen, bessere Maschinen einstellen können. Er genoß bei dem Gouverneur das vollste Vertrauen und erhielt von der Regierung vortheilhafte Aufträge. Gehe es so weiter, so könne er in kurzem zu einem gewissen Wohl-

stande gelangen, wonach sein Herz doch nicht in erster Reihe gelüste. Er fühle es als eine Pflicht, dem deutschen Namen Ehre zu machen, und was er erwerbe, erwerbe er ja auch nur für sein Rätchen, das aber daheim bleiben solle. Er habe sich schon an den Gedanken gewöhnt, daß hier in der Fremde doch niemand, den er etwa möge, mit ihm werde theilen wollen, wenn er auch Schätze zu bieten hätte. Und so weit werde er sicher nie kommen! Denn vom Schatzgraben sei hier gar keine Rede, sondern es müsse jedes Goldstück mühsam erarbeitet sein. Zu Anfang wenigstens. Vielleicht bewähre sich auch da später der biblische Trost: Wer viel habe, dem solle viel gegeben sein.

Er hatte keine Ahnung davon, daß der Commerzienrath in diesem Jahre ein Schiff ungefähr nach seinem Modell und jedenfalls mit Benutzung seiner Ideen baute, dem er dann in der Taufe auch den Namen „Ellen“ gab. Er baute es auf eigene Rechnung, um seine Arbeiter zu beschäftigen und zu beweisen, daß er den Muth noch nicht verloren habe. Es war auch ein klein wenig Aberglauben dabei: er meinte im Stillen, dieses Project, mit welchem sich seine Tochter so liebevoll beschäftigt hatte, daß sie darauf große Hoffnungen baute, müsse ihm Glück bringen. Er selbst hatte es durchgearbeitet und sicher begründet. Wirklich verkaufte er das Schiff dann mit Vortheil. Alle diese Dinge entzogen sich der Kenntniß der Justizräthin, sodaß sie Bernhard davon keine Mittheilung hatte machen können, und Ellen schwieg auch jetzt. Von seiner Mutter erfuhr er aber, daß in der Rathsapothek ein kleiner Merholz eingetroffen sei.

Der dritte Brief Bernhards lautete nicht ganz so günstig. Er war an der bösen Malaria erkrankt gewesen und hatte sich eine Zeit lang schon fast aufgegeben. Ihm war dann gerathen worden, zur See zu gehen und sich der Tropensonne zu entziehen. So hatte er sich zu einer Reise nach dem Cap entschlossen. Ganz elend war er auf das Schiff gebracht worden, schon nach einer Woche aber hatte sich die Besserung gezeigt, in der er nun rasche Fortschritte machte, je weiter er sich vom Aequator entfernte. Nach einem Monate hatte er wieder ziemlich fest auf den Füßen stehen können, aber es dauerte eine geraume Weile, bis er ganz arbeitskräftig wurde. „Dem Geschäft hat meine Krankheit übrigens nur vorübergehend geschadet,“ schrieb er. „Es war in sicheren Gang gebracht und konnte nicht leicht aus seinen Gleisen kommen. Meine beiden Gefellen haben sich als tüchtig und treu bewährt. Auch vertragen sie sich recht gut mit einander, obgleich der Schlosser — Carl Baumann heißt er — in der Heimath Socialdemokrat, der Tischler Benderlein Zünftler war und beide auch in ihren religiösen Anschauungen weit auseinander gehen. Ich habe ihnen einen gewissen Antheil am Geschäftsgewinn zugesichert, und sie sind mir nun ganz ergeben. Auch andere deutsche Handwerker ziehen sich zu mir und thun ihre Schuldigkeit. Mein kleiner Besitz hat sicher schon den drei- und vierfachen Werth.“ Und am Schlusse: „Als ich meinte, daß es zum Sterben ging, alle Glieder eine lähmende Mattigkeit befiel und das Restchen Leben eigentlich nur noch ein faum minutenlang unterbrochener Traum war, haben Sie

immer an meinem Lager gesessen, Fräulein Ellen, mir, wenn ich in der Fieberhitze zu verschmachten glaubte, die kühle Hand auf die Stirn gelegt und mit freundlichen Worten Trost und Hoffnung zugesprochen. Ich bin wie von meiner ewigen Seligkeit überzeugt, daß ich Ihnen meine Rettung verdanke, denn so blieb der Wille stark in mir, mich nicht fallen zu lassen, als wäre ich Ihnen noch schuldig, zu beweisen, daß etwas aus mir werden könnte. Als ich dann in den Nächten auf dem Schiffsdeck lag und die kräftigende Seeluft einathmete und nach dem prächtigen Sternbilde des südlichen Kreuzes schaute, brauchte ich nicht mehr zu träumen, um Sie in meiner Nähe zu wissen. Ich habe viel mit ihnen gesprochen und zu meiner eigenen Verwunderung immer die rechten Worte gefunden, Ihnen mein Innerstes zu erschließen, wie Sie es noch nicht kannten und kein Mensch, auch meine Mutter nicht. Ich glaube, ich selbst war noch nie zuvor bei mir so gut zu Hause gewesen. Wiederholen könnte ich es jetzt nicht mehr, und es hätte auch keinen Zweck. Aber ich weiß nicht, wie mir die Zuversicht kam, ich würde Sie noch einmal wiedersehen und dann meine Zunge wundersam gelöst fühlen, sodaß ich mich vor Ihnen rechtfertigte bis in das versteckteste Kämmerchen meines Herzens hinein. Das wolle Gott!"

Nicht gleich, aber ein paar Monate darauf ließ Ellen ihn durch die Mutter grüßen und ihm sagen, sein Schiff sei wirklich gebaut und habe seine erste Reise so gut bestanden, daß schon zwei Nachbestellungen eingegangen seien. Ihr Vater bestche darauf, daß er ihm für jeden Neubau

die gleiche Summe schulde, die er zuerst gezahlt habe, und gebe ihm anheim, zu beliebiger Zeit Wechsel auf ihn zu ziehen. Darüber hatte die Justizräthin ihre helle Freude. Zugleich konnte sie in gerechtem Großmutterstolze berichten, daß der kleine Apotheker ein allerliebstes Schwesterchen bekommen habe. —

Die Wechsel zog Bernhard nicht. Aber als er nach Ablauf des vierten Jahres wieder an Ellen schrieb, begann er mit einem heißen Dank, nicht so sehr für die gute Nachricht, wie sehr sie auch sein Selbstgefühl gehoben habe, als für den Gruß. Er sei ihm zugeslogen wie die Taube mit dem Delblatt: jetzt müsse ihm die Erde wieder grün werden. Sein ganzer Bericht erhielt davon einen sonnigen Schimmer. Seine kleine Fabrik hatte nach Eröffnung der Eisenbahn einen mächtigen Aufschwung genommen. Er konnte daran denken, eine Werst anzulegen und den Bau von flachgehenden Dampfsbooten für den Rufidschi-Fluß zu übernehmen, dessen fruchtbare Gelände weiter ins Land hinein eine Gesellschaft dem Handel nutzbar zu machen versuchen wollte. Nahe an hundert Arbeiter beschäftigte er schon in seinen verschiedenen Werkstätten. „Und doch möchte ich mein Leben hier nicht enden,“ schloß er. „Die Sehnsucht nach den Meinen wird immer heftiger. Ob ich sie noch ein Jahr bezwinge? Es muß sein. Dann werde ich wenigstens zu der Frage berechtigt sein, ob ich mir eine Besuchsreise in die Heimath gestatten dürfe. Vergessen Sie mich so lange nicht!“

Fünf Monate darauf erhielt er einen Brief, dessen Aufschrift ihn in die freudigste Stimmung versetzte. Er

erkannte Ellens Hand. Nachdem er das Couvert mit zitternder Hast aufgerissen hatte, las er: „Lieber Herr Weber! Es hat einen besonderen, recht betrüblichen Grund, daß ich Ihnen schreibe. In der vorigen Woche hat Ihre verehrte Mutter einen Schlaganfall erlitten. Eine besondere Ursache ist nicht zu ermitteln gewesen, sie mußte sich denn bei der Weihnachtsbescheerung armer Kinder, die ihr soviel Freude bereitete, zu sehr angestrengt haben. Doch klagte sie schon seit längerer Zeit über plötzlichen Blutandrang nach dem Kopf und heftiges Herzschiagen, wohl auch über Athemnoth beim Treppensteigen. Sie wissen ja, daß sie sich nie schonen konnte und uns Jüngeren immer voran war. Der Anfall war recht bedenklich und hat eine Lähmung der Hand zurückgelassen; auch stößt sie mitunter mit der Zunge an. Ihr Befinden war sonst nach einigen Tagen anscheinend wieder gut. Sie selbst wenigstens behauptet, sich ganz wohl zu fühlen und keine besondere Pflege zu brauchen. Da sie nicht Handarbeit verrichten kann, beschäftigt sie sich noch mehr als gewöhnlich mit Räthchen, der sie selbst den ersten Unterricht ertheilt hat, in dem sie nun mit bestem Erfolge fortfährt. Ich leiste ihr so viel Gesellschaft, als ich kann, und sie ist dafür rührend dankbar. Um nichts zu versäumen, habe ich mit Herrn Doctor Schneller gesprochen und ihn aufs Gewissen gefragt, wie es mit der lieben Frau stehe. Er versicherte mir, daß ihr Zustand augenblicklich nicht besorgnißerregend sei und sich wohl noch erheblich bessern könne, wagte aber doch nicht zu verschweigen, daß eine Wiederholung des Anfalles nicht

auszubleiben pflege. Doch vergingen darüber oft Jahre. Hoffen wir das Beste! Da ich aber weiß, wie sehr Sie Ihre Mutter lieben, hielt ich doch eine Benachrichtigung für geboten. Sie selbst hat Ruth aufs strengste untersagt, Sie zu beunruhigen, sie hat sich das Versprechen geben lassen, daß dies nicht geschehen solle. Mit ihr habe es noch keine Gefahr, und sie sei auch eine alte Frau, die jeder Zeit bereit sein müsse und derenwegen niemand die Ordnung seines Tagewerks stören solle. Ihrem Bernhard dürfe das Herz nicht unnütz schwer gemacht werden, da er ja doch nicht um die Erde zu ihr laufen könne und für seine schwere Arbeit einen ruhigen Kopf brauche. Damit Sie sich nicht wunderten, daß Sie keinen Brief von ihr erhielten, könnte Ihnen nach einiger Zeit gemeldet werden, sie habe sich am Herde die Hand verletzt, werde aber bald wieder die Feder halten können. Thue ich nun Unrecht, wenn ich das Verbot als nicht mir gegeben betrachte oder es überschreite? Im Sinne der lieben Frau gewiß. Aber vielleicht verdiene ich mir am Ende doch noch ihren warmen Händedruck für meine Blauderhaftigkeit. Daß ich Ihnen, lieber Herr Weber, eine schwere Stunde bereite, weiß ich. Und ich kann sie Ihnen auch nicht dadurch erleichtern, daß ich Ihre Entschlüsse so oder so zu beeinflussen suche. Aber es schien mir hier ein schwereres Unrecht, zu schweigen, als zu sprechen. Da haben Sie die Thatfachen, so weit ich sie selbst kenne — in die Zukunft schauen kann niemand. Aber wie jeder sich zu ihnen stellt, das muß der gewissenhaften Prüfung der eigenen Lage überlassen bleiben. Was Sie auch thun, ich

werde überzeugt sein, daß Sie es hieran nicht haben fehlen lassen. Hochachtungsvoll Ellen Greenfish."

Es war ein jäher Sprung aus Freude in Betrübniß, als Bernhard schon nach den ersten Zeilen den Anlaß dieses Schreibens erkennen mußte. Nichts hatte ihm ferner gelegen als die Befürchtung, sein Mütterchen, das er sich immer noch so lebensfrisch vorgestellt hatte, könne anders als in hohem Greisenalter abberufen werden. Und nun eine anscheinend so nahe Gefahr —! Denn Ellen hätte nicht geschrieben — sie gewiß nicht — wenn der Zustand nicht bedenklich wäre. Die großen Thränen rollten ihm über die Wangen, und er wehrte ihnen nicht. Sein Mütterchen — sein liebes Mütterchen!

Und dann that es ihm doch wohl, daß die Nachricht von Ellen kam. Es waren ihre Schifftzüge, auf die seine umflorten Augen blicken durften. Wie traurig auch der Inhalt, wie scharf abgegrenzt das Gebiet war, auf dem sie sich zu ihm stellte — sie hatte doch seiner werktthätig gedacht! Er drückte das Blatt an die Lippen. Dank, Dank!

Keinen Augenblick war er im Zweifel darüber, was geschehen mußte. Hier galt keine andere Rücksicht, als der Weisung des Herzens zu folgen.

Er ordnete rasch seine Angelegenheiten und fuhr mit dem nächsten Schiffe nach Europa.

XVI.

Bernhard stieg schon in Neapel ans Land. Bereits achtzehn Tage hatte die Fahrt bis dahin gedauert, und mit jeder Stunde wuchs seine Unruhe, er könnte zu spät kommen. Nun hatte er die Möglichkeit, die Zeit abzukürzen, wenn er die Eisenbahn benutzte, und dazu war er schon auf dem Schiffe entschlossen gewesen. Er hielt sich in der schönen Stadt nur bis zum Abgange des nächsten Zuges auf, und dann fuhr er Nacht und Tag und Tag und Nacht bis zum beklommen ersehnten Ziele.

Es hätte nichts genutzt, sich durch einen Brief anzukündigen; er wäre doch mit ihm zugleich eingetroffen.

Er ließ denn auch vorläufig seine Sachen auf der Bahn und eilte nach der Beatengasse. Er hatte jetzt nicht einmal mehr das Gefühl der Uebermüdung, das ihn in den letzten Fahrstunden peinigte. Hatte er erst Mutter und Kind umarmt, so meinte er die Strapazen der Reise gründlich ausschlafen zu können.

Vor der Hausthür blickte er hinauf zum dritten Stock. Er glaubte zu bemerken, daß die Fenstervorhänge herabgelassen seien, obgleich die Sonne nicht auf dieser Wand lag; doch nahm er sich nicht die Zeit, dies etwa

von der gegenüberliegenden Seite der Straße her näher zu untersuchen. Vielleicht hatte die Kranke sein früheres Stübchen zum Schlafrum gewählt oder vorn noch nicht aufgeräumt. Er stürmte die Treppe hinauf. Das Herz war ihm zum Springen voll. In der alten Heimath — zu Hause!

Jetzt, als die Stiege unter seinem festen Schritte laut knarrte und knackte, bedachte er, daß er die Mutter nicht erschrecken dürfe. Es fiel ihm ein, daß er doch wohl gut gethan hätte, sie erst auf sein Kommen vorzubereiten. Ein paar Minuten lang stand er an der Flurthür und legte das Ohr horchend an das Holz. Es regte sich innen nichts. Die Mutter würde ja irgend jemand zu ihrer Bedienung bei sich haben, überlegte er wieder, und nicht selbst zu öffnen kommen. Vielleicht noch die kleine Friße, die ihn gleich an der Stimme erkennen würde. Durch sie könnte er's dann hinein sagen lassen, damit die Ueerraschung nicht so heftig sei. Er zog ganz leise die Glocke.

Sie gab einen dumpfen Klang, als wenn sie mit Papier umwickelt wäre. Sie war's wohl auch und die Mutter lag recht krank zu Bett. Das beschwerte ihm das Gemüth. Erst nach längerem Warten zog er wieder vorsichtig an der Stange. Innen blieb aber alles still. Warum wurde Käthchen nicht hinausgeschickt, zu sehen, wer da wäre? Auch ein drittes, kräftigeres Glockenzeichen führte niemand herbei. Nun fing er an sich zu beunruhigen. „Das ist doch sonderbar.“

Nachdem auch ein letzter Versuch, sich bemerkbar zu machen, nicht gefruchtet hatte, stieg er langsam wieder

die Treppen hinab, beim Hauswirth Erkundigung einzuziehen. Durch die Thürspalte an der Wohnung des Consuls blickte das fremde Gesicht eines Dienstmädchens.

„Wer poltert denn da —?“

„Ich wollte zur Frau Justizrath Weber,“ sagte Bernhard, „zog aber vergeblich wiederholt an der Glocke.“

„Natürlich,“ wurde ärgerlich geantwortet, „die ist ja vor einer Woche gestorben.“

Bernhard prallte zurück. „Todt —?!“

„Und vor drei Tagen begraben.“

Er sank in die Knie und fiel mit der Schulter gegen die Wand.

Das Mädchen schrie auf. „Herr Consul — Herr Consul! Ein Betrunkener.“

Der alte Herr öffnete die Stubenthür und humpelte am Stock hinaus. „Was giebt's denn da? Wer untersteht sich —“

Dem Ohnmächtigen war der Hut vom Kopfe geglitten. Der Consul bückte sich, ihm ins Gesicht zu sehen. „Herr Gott —! Bernhard Weber.“

„Ja, er fragte nach der Justizräthin . . .“

„Und wußte nicht — ach, ach, ach! der Sohn. Hilf mir, ihn aufzurichten — bringe Wasser —“

Bernhard erholte sich schon. Er hob sich am Thürpfosten mühsam und erkannte den Consul, der ihn zu stützen suchte. „Meine Mutter —“

„Lieber Herr Weber — es thut mir leid, Ihnen bestätigen zu müssen —“

„Sie ist todt!“ rief Bernhard und bedeckte die Augen mit den Händen.

„Ja. Sie schien schon ganz wieder hergestellt; da kam unvermuthet ein zweiter Schlaganfall — sie lag noch ein paar Tage meist ohne Bewußtsein, und dann — ist sie sanft entschlummert. Aber kommen Sie hinein, ich erzähle Ihnen . . .“

Er stützte seinen Arm und führte ihn in die Stube. Bernhard hatte das Gefühl, sich nicht auf den Beinen erhalten zu können, und nahm den Sessel an, den ihm das Mädchen hinschob. Er schluchzte leise.

„Es sollte ein ganz stilles Begräbniß sein,“ fuhr der alte Herr fort, „aber die halbe Stadt betheiligte sich dabei. Die Reichen und die Armen — so viele Blumen habe ich noch nie auf einem Sarge gesehen. In der Beaten-gasse stand Kopf an Kopf —“

„Und ich fehlte!“

Nach einer Weile stand Bernhard auf und trocknete sich die Augen. Er reichte dem Consul die Hand. „Lassen Sie mir die Wohnung aufschließen,“ bat er, „ich möchte . . .“

Der Schlüssel wurde gebracht.

Bernhard trat an der Mutter Bett, faltete die Hände und blickte lange starr darauf, als könnte er nicht glauben, daß es leer sei. Sie hatte das Bild des Justizraths gegenüber dem Kopfbende aufstellen lassen. Er holte das ihrige herbei und legte es über die Kissen. Es erinnerte doch nur an längstvergangene frohe Zeit, als er als kleiner Knabe bei ihr gesessen und ihre Wangen gestreichelt hatte.

Er ging nach der Rathsapothek.

Merholz sah ihn von seinem Stehpult am Fenster aus die Straße hinauf kommen. Er rief in die Stube hinein: „Der Bernhard —!“ und eilte ihm entgegen. „Du bist hergereist —? Aber ohne zu schreiben —? Weißt Du denn schon —“

„Alles, alles.“

„Ja — es ging so schnell . . .“

„Ich weiß.“

Ruth war im zweiten Zimmer. Sie hatte ihr kleines Mädel auf dem Arm und suchte den Jungen abzuschütteln, der sich an ihren Rock gehängt hatte. „Bernhard — Du!“ rief sie ihm entgegen. „Was für ein trauriges Wiedersehen! Und doch — gut, daß Du kommst! Der Brief hätte Dich gewiß noch mehr erschreckt. So weit — und so allein mit solchem Kummer . . .“ Sie umarmte ihn weinend. „Lieber, lieber Bruder, sei von Herzen begrüßt.“

Merholz streichelte ihm mitleidig die Schulter. „Aber sage doch —“

Bernhard machte sich frei. „Später — später. Wo ist Käthchen?“

Die junge Frau gab ihr Töchterchen der Wärterin ab, die sich indessen eingefunden hatte. Sie senkte die Augen. „Ja, Käthchen —“

„Es ist doch dem Kinde nichts geschehen?“ fuhr er auf.

„Bewahre! Käthchen ist ganz wohl —“

„Und hier bei Euch, setze ich voraus.“

Sie sah ihren Mann von der Seite an. „Lieber Bernhard —“

„Nun, nun?“

„Es verstand sich ja so von selbst. Aber Ellen —“

Er stutzte. „Ellen?“

„Sie sagte gleich am Todestage, das Kind gehöre ihr. Ich hatte mit meinen eigenen schon so viel zu thun — ein allerjüngstes liegt nämlich in der Wiege — daß ich Käthchen unmöglich sorgsam genug beaufsichtigen konnte, und sie bat so lange, bis wir uns dazu verstanden, die Kleine ihr mitzugeben. Wir ahnten ja nicht —“

Bernhard schien Ruth die Worte vom Munde nehmen zu wollen. „Käthchen ist — bei Ellen?“ fragte er wie geistesabwesend.

„Man kann sie ja gleich holen lassen,“ äußerte Merholz. „In zehn Minuten —“

„Nein, nein!“ fiel Bernhard sehr entschieden ein. „Bei Ellen — mein Kind? — Da muß ich selbst . . .“ Er nahm seinen Hut.

„Wenn Du ein wenig ausgeruht sein wirst. Ich lasse sogleich etwas zu essen auftragen —“

Er wehrte mit der Hand ab. „Was denkst Du von mir? Auf der Stelle! — Laß mich. Wunderbar . . . Bei Ellen.“

„Du bringst Käthchen gleich mit,“ rief Ruth ihm nach, „es ist für Dich und sie bei uns reichlich Platz.“

Er entgegnete darauf nichts, sondern ging mit langen Schritten, den Hut aus der heißen Stirn zurückgeschoben,

dem Thore zu und durch dasselbe nach der Villenstraße hinaus.

Den alten Diener des Commerzienraths fragte er, ob Fräulein Ellen zu Hause sei. Als dies bejaht wurde, wandte er sich sogleich zur Treppe.

„Aber ohne Anmeldung, Herr Weber —“

„Ich muß zu ihr.“ Er ging weiter.

„Nein, erlauben Sie —“

„Mein Kind ist doch bei ihr.“

„Das wohl —“

„So muß ich zu ihm.“

Er ließ sich nicht halten, klopfte an die Thür und trat sogleich ein. Dann aber hemmte er den Schritt.

Ellen saß am Fenster, von dem Lichtscheine gestreift, der an dem dunklen Vorhange vorbeiglitt. Auf ihrem Schooße lag ein aufgeschlagenes Buch. Auf einem kleinen Schemel vor ihr kniete Käthchen und las daraus vor. So eifrig war sie dabei, daß sie nicht einmal das Klopfen hörte.

Ellen aber schaute auf. Da stand er wie hingezaubert, ein Bild männlicher Kraft, hoch und breitschulterig, mit gebräuntem Gesicht und krausem Vollbart — schöner, als sie ihn je gesehen. „Bernhard!“ entfuhr's unwillkürlich ihren Lippen. Seine Augen waren weit geöffnet und schienen sich nicht sättigen zu können an ihrem und des Kindes Anblick. Kein Wort brachte er vor.

„Der Vater, Käthchen!“ sagte Ellen und richtete die Kleine sanft auf. Das Kind sah verwundert den fremden Mann an, dessen Photographie ihm doch so oft gezeigt

worden war, und blieb neben Ellen stehen, das eine Händchen über dem Munde.

Bernhard kam zu sich, trat rasch heran, hob das Kind auf und drückte es ans Herz. „Käthchen — mein Käthchen! Ich habe Dich wieder. Wie groß Du geworden bist und wie wohl Du aussiehst!“ Er küßte das Kind stürmisch. „Weißt Du denn auch, wer ich bin?“

„Der Papa,“ antwortete die Kleine weinerlich. Sie strebte fort. „Ich will zu Tante Ellen.“

Er setzte die Kleine vorsichtig auf die Erde und wendete sich nun zu Ellen, ihre Hand ergreifend und küßend. „Danke — tausend Dank.“

„Ich wußte, daß Sie kommen würden,“ sagte sie, anscheinend ganz ruhig.

„Zu spät — zu spät!“ klagte er und senkte finster den Blick.

„Ich wußte auch, daß Sie zu spät kommen mußten,“ fuhr sie fort, „selbst wenn Sie den Landweg benutzen.“

„Sie wußten —?“

„Ich hatte mir es ausgerechnet. Der Tod wartete nicht so lange. Das müssen Sie nun hinnehmen. Ihr Mütterchen finden Sie nicht mehr unter den Lebenden. Aber es wird Sie trösten, daß Sie als guter Sohn thaten, was in Ihrer Macht stand.“

Er sah zu ihr innig auf. „Es tröstet mich, daß Sie mir dieses Zeugniß geben,“ sagte er, seinen Schmerz nieder kämpfend.

Bernhard mußte sich setzen. Ellen erzählte ihm viel von seiner Mutter: wie gut sie bis an ihr Lebensende

gewesen sei und wie viel sie an ihren Sohn gedacht habe. „Ich will Ihnen nur gestehen,“ sagte sie, „ich konnte es schließlich doch nicht für mich behalten, daß ich an Sie geschrieben hätte. Sie schalt mich wohl deshalb aus und meinte, ihr Bernhard werde ja vernünftig sein und bis zum nächsten Jahre warten, wo er doch ohnedies in der Heimath habe einen Besuch abstaten wollen, um seinem kleinen Mädels nicht ganz fremd zu werden — aber ich merkte doch, daß es sie freute wie nichts anderes, und daß sie auch heimlich hoffte, Sie möchten unvernünftig sein. Wenn sie Ihr Bild sah, verklärten sich immer ihre lieben Augen.“

Er reichte ihr die Hand. „Sie sind der alten Frau sehr gut gewesen, Fräulein Ellen,“ äußerte er weich, „und haben ihr den Lebensabend verschönt. Gott lohn's Ihnen.“

Nach einer kleinen Weile erhob sie sich. „Ich will nun Rätchen anziehen,“ sagte sie, „damit sie mit Ihnen gehen kann. Sie werden nun das Kind für sich haben wollen —“

„Nur daß es sich wieder an mich gewöhnt,“ fiel er ein.

„Verzeihen Sie nur, daß ich mir Rätchen so ohne weiteres zueignete,“ bat sie. „Aber Sie haben ja jetzt über sie zu verfügen.“

Er schluckte seine Rührung herunter. „Aber was konnte ich mir denn Besseres für sie wünschen, als daß . . .“

„Gut, wir sprechen noch davon.“

„Wenn Sie nur erlauben wollen, daß ich Rätchen öfters bei Ihnen besuchen kann —“

Das verstehe sich ja von selbst.

Seine Augen leuchteten. „So darf sie also wieder zu Ihnen?“

„Mir wär's eine Wohlthat. Ich bin so allein — und habe das Kind sehr lieb. Soll's denn schon heute wieder zu mir?“

„Gewiß! Nirgends ist es so gut aufgehoben.“

„Dann hole ich Rätchen abends ab.“

Sie ging mit der Kleinen ins Nebenzimmer und brachte sie bald darauf in einem grauen Mäntelchen und Hütchen zurück.

„Ich habe sie nicht schwarz anziehen lassen,“ sagte sie. „Kinder wissen doch nicht, was ihnen geschehen ist, und vergessen zum Glück bald. Da paßt denn zu dem lachenden Gesichtchen die ernste Trauerfarbe schlecht, die doch verstanden sein will. Das ist wenigstens so meine Empfindung.“

„Wie die meinige,“ versicherte er.

Nun kehrte er nach der Apotheke zurück. Unterwegs schon wurde Rätchen, die er an der Hand festhielt, ganz munter und fragte viel, woraus er erkannte, über was mit ihr gesprochen worden war. Sie habe einen Schwarzen gesehen, erzählte sie, und ihn auch angefühlt. Er habe ganz weiche Haut gehabt. Aber einen Kuß hätte sie ihm doch nicht geben mögen, seine Lippen seien zu garstig gewesen.

Er gab sie nun seiner Schwester ab und ging gleich weiter nach dem Friedhofe. Er fand das Grab neben dem des Vaters noch mit allen den weißen Kränzen bedeckt. Er setzte sich auf das Bänkchen und träumte vor sich hin.

So traurig aber, wie er gewesen war, konnte er nicht mehr werden. Die Sonne schien warm auf das Grab, und er mußte an seiner Mutter warmes Herz und sonnigen Sinn denken, und es war ihm, als müßte er sie eigentlich glücklich preisen, daß sie geschieden sei, bevor das Alter mit seinen Bürden und Beschwerden vielleicht auch sie grämlich gemacht. Wenn er sie nur noch gesehen hätte! Aber auch das schien ihm ein allzu selbstischer Wunsch. Wer weiß, ob ihr das Scheiden nicht schwerer geworden wäre. —

Nun verging kein Tag, an dem er nicht einige Stunden bei Ellen zubrachte. Er stattete auch der Frau Commerzienrath einen Besuch ab, ganz feierlich den Cylinder in der Hand, wurde als ein weitgereister Mann und angesehener Fabrikbesitzer recht liebenswürdig willkommen geheißen, beantwortete die wunderlichsten Fragen, ohne mit den Lippen zu zucken, und hörte geduldig ihre Klagen an, daß ihre Migräne heftiger und häufiger auftrate als je und sie nur zu oft behindere, ihren gesellschaftlichen Pflichten zu genügen. Sie denke schon mit Schrecken an die Zeit, wo ihre Töchter auf Bälle würden geführt werden müssen. „Und denken Sie, drei — im Abstände von zwei Jahren! Das Ende ist ja gar nicht abzusehen.“ Ellen hatte ihr diese Qual erspart. Dafür wußte sie ihr doch wenig Dank.

Sie war recht corpulent geworden, die Frau mit den zarten Nerven, und hatte einen wahren Abscheu vor jeder Bewegung und Anstrengung. Gegen Mittag pflegte sie bei gutem Wetter, immer nur mit einem ihrer Töchterchen,

eine Stunde spazieren zu fahren, abends mitunter das Theater zu besuchen, aber stets schon vor dem lezten Acte zu verlassen, um rechtzeitig zur Ruhe zu kommen. Umgang hatte sie eigentlich nur mit einigen Frauen von höheren Beamten und Offizieren; er beschränkte sich aber auf gelegentliche Besuche. Es kam ihr darauf an, der Familie Braunsfels zu beweisen, daß sie deren Freundschaft sehr gut missen könne.

In letzter Zeit war von jener Seite eine Wiedernäherung versucht worden. Der Stadtrath mochte sich überzeugt haben, daß seine Macht doch nicht weit genug reiche, Greenfish zu beseitigen, und unter solchen Umständen sein eigenes Interesse besser gewahrt glauben, wenn er den geschäftlichen Strom in das alte Bette zurückleitete. Es war ja doch längst klar geworden, daß Ellen auch auf dem Umwege einer Pension ihres Vaters nicht zu gewinnen war, und die Thatsache, daß sie nicht anderweitig über ihre Hand verfügte, hatte den Verdruß über die Abweisung des Assessors abgeschwächt. Jetzt war ja kaum noch ein Zweifel, daß sie überhaupt unverheirathet bleiben wollte. Leopold war zweimal — mit einer Jüdin und einer Christin — verlobt gewesen, immer nur kurze Zeit, denn es hatte ihm nicht gelingen wollen, Franziska und ihre Mutter zum Schweigen zu bringen. Endlich hatte sich Papa Braunsfels zu einer sehr namhaften Abfindung verstehen müssen, die wenigstens so viel bewirkte, daß die beiden aus Berlin, wo ihnen das Pflaster ohnedies zu heiß geworden sein mochte, verschwanden. Es hieß, sie abenteuereten in Nizza. Da die Gefahr nicht ausgeschlossen

schien, daß sie zu ungelegener Zeit wieder austauchten, hatte der Assessor sich nun schleunigst mit einer reichen Wittve verheirathet, die freilich ihm an Jahren überlegen und auch durch Schönheit nicht ausgezeichnet war. Diese Partie setzte ihn in den Stand, allerhand kostspieligen Sport zu treiben, ohne daß die väterliche Kasse in Anspruch genommen werden durfte. Auf ihn Rücksicht zu nehmen, lag weiter keine Veranlassung vor. Und so wurde ein Besuch der Frau Generalin von Emstall benutzt, im Greenfish'schen Hause wieder anzuknüpfen. Vorläufig allerdings nur mit dem Erfolge, daß seitens der Damen Höflichkeitsvisiten ausgetauscht wurden und Bolko sich mitunter in der Villa blicken ließ. Er „erholte sich,“ wie er sagte, gern einmal ein Stündchen dort, wenn die Tyrannei der Schwiegermama unendlich wurde. Auch Toni hatte inzwischen gelernt, den Pantoffel zu schwingen. Ihre Mutter fand für gut, ihr zu verrathen, daß sie eine Frau sei, die etwas zu verzeihen habe, und seitdem wucherte sie mit diesem Mittel, wenn ihr Mann es an Unterwürfigkeit fehlen ließ. Auf die Erziehung des Söhnchens, das der Großmutter ganzer Stolz war, hatte er keinen Einfluß. Es sollte ein Musterknabe werden. Ihm das ersehnte Rittergut mit der Zeit doch noch zu erringen, blieb seine stille Hoffnung. Indessen fügte er sich in Geduld, wenn auch öfters mit heimlichem Zähneknirschen.

Bernhard suchte den Commerzienrath auf der Werst auf. Er trat ihm als ein Mann gegenüber, der sich mit bescheidenem Selbstbewußtsein seiner Errungenschaften rühmen durfte. Greenfish behandelte ihn auch durchaus

respectvoll und sogar mit freundschaftlicher Vertraulichkeit. Er theilte ihm — zwar nicht gleich dieses erste Mal, aber bei wiederholtem Zusammentreffen — seine geschäftlichen Sorgen mit und sagte lächelnd: „Ich könnte abergläubisch werden, wenn ich mir zusammenreime, daß mich das Glück verlassen hatte, seitdem Sie nicht mehr bei mir arbeiteten, und daß es mir zurückkehrte, als ich Ihr Schiff baute. Ich bin freilich noch lange nicht so weit, als ich schon war, aber die Krise ist überwunden und ein neuer Aufschwung möglich. Sie werden ja Ihre schwer errungene Selbständigkeit nicht aufgeben wollen; sonst — wenn Ihnen Afrika doch zu heiß werden sollte — dürfen Sie allezeit darauf rechnen, von mir mit offenen Armen empfangen zu werden. Ich würde Ihnen eine leitende Stellung einräumen, in der Sie sich wohl fühlen und viel Gutes wirken könnten.“

XVII.

Ellen ließ Bernhard gewöhnlich bald mit seiner kleinen Käthe allein. Sie wollte seine Aufmerksamkeit nicht von dem Kinde ablenken, dessen er sich ja doch nicht lange würde erfreuen können; und sie wünschte vielleicht auch nicht, bei ihm den Verdacht zu erregen, daß sie ihm eine größere Theilnahme zuwende, als sich aus den besonderen Umständen ergebe. So freundlich sie mit ihm sprach und jede Gelegenheit wahrnahm, ihm ihre Achtung zu beweisen, legte sie doch ihrem ganzen Benehmen so viel Zurückhaltung auf, daß der Wunsch, in einer gewissen Entfernung zu bleiben, nicht mißverstanden werden konnte. Wenn er ihr beim Willkommen und beim Abschiede die Hand reichte, legte sie nur knapp die Fingerspitzen hinein; jeder Satz, den sie sprach, schien wohlüberlegt, der Ton immer gleichmäßig temperirt. Blieb sie noch eine Weile am Fenster bei ihrer Arbeit sitzen, so verrieth kein flüchtiger Blick einen besonderen Antheil an dem Manne, der da mit seinem Kinde spielte. Auch wenn sie sich mit einander unterhielten, hielt sie meist die Augen auf die allerdings recht mühsame und Aufmerksamkeit erfordernde Handarbeit gerichtet und war stets bestrebt, das Gespräch in

die Grenzen einzuengen, die durch die Beziehungen zu Räthchen oder durch seine Mittheilungen über die afrikanischen Erlebnisse gezogen waren.

So ganz natürlich stand ihr diese Reserve doch nicht. Sie schien zu sehr jeden Augenblick zu wissen, daß sie dieselbe sich aufzulegen habe, und es ergaben sich daraus allerhand kleine Uebertreibungen, die sie hinterher selbst herausfühlte, ohne sie doch das nächste Mal vermeiden zu können. Die Scheu, zu warm zu erscheinen, nöthigte mitunter zu einer kühlen Ablehnung ganz harmloser Vertraulichkeiten, die so gar nicht beabsichtigt war. Mehr als nöthig hielt sie ihre Lebhaftigkeit im Zügel und spannte sie ihre Willenskraft an, sich zu keiner mißverständlichen Aeußerung drängen zu lassen. Diese kleinen Fehler verstärkten sich von Tag zu Tage, je schwieriger die Aufgabe wurde, sie abzustellen.

Bernhard machte sie ihr wahrlich nicht leicht. Wenn er früher einmal der vorsichtige Selbstbeobachter gewesen war, der mit zu großer Angstlichkeit zwischen sich und Ellen Wall und Graben zog, so schien er nun auch die gebotene kluge Vorsicht vergessen zu haben. Er fühlte sich in ihrer Nähe immer unendlich wohl und frei, als könnte er sich trotz alles Kammers der heitersten Stimmung nicht erwehren. Ja, er ertappte sich am Grabe der Mutter bei den freudigsten Gedanken an sie. Er studirte ihr Gesicht wie ein Maler, der es zu zeichnen hat, und prägte sich die feinen Linien ein mit wachsendem Entzücken — herunter an der hohen, sanftgewölbten Stirn über den Rücken der zierlichen Nase nach der kurzen Oberlippe hin

und zu dem ganz wenig vortretenden, gegen den Hals sanft eingerundeten Kinn. So im Profil sah er sie fast am liebsten, hatte er sie aber grade vor sich, so meinte er, daß die klugen Augen das Allerschönste wären, und ließ nicht ab, bis sie sich doch einmal groß öffneten, wenn sie sich ihm auch nicht zuwendeten. Es war oft bloßer Schein, daß er sich in ihrer Gegenwart mit Räthchen beschäftigte, alle seine Gedanken waren bei Ellen. Es reizte ihn nur zu verstärkten Bemühungen um irgend ein Zeichen der Gunst, daß sie ihn so absichtlich — er hatte das Gefühl, sie müsse sich zwingen — fern zu halten suchte. Er setzte sich einen nahen Termin der Abreise, um endlich vor sich selbst Ruhe zu haben, und hielt ihn nicht ein. Er meinte, sich zu binden, wenn er ihn Ruth bekannt machte und gar mit Ellen davon sprach — ganz vergebens. Es war ihm nicht Ernst damit, und er bedurfte gar nicht einmal freundlicher Zuredede, doch noch zu bleiben, um das Packen seiner Sachen zu vergessen.

Eines Nachmittags hatte er Räthchen abgeholt und zu dem kleinen Volk in der Apotheke gebracht. Seine Schwester fand ihn beim Kaffee wunderbar zerstreut. Er legte zwei- oder dreimal Zucker ein und goß so lange Sahne zu — er trank den Kaffee sonst immer schwarz — bis die Untertasse ganz überschwemmt war. Merholz behauptete, er hätte heut so merkwürdig in sich gefehrte Augen und die Stirn wäre ihm ungewöhnlich roth wie von heftigem Blutandrang nach dem Kopf. Ob ihm irgend etwas Mergerliches begegnet sei? Er brachte ihm ein Glas Wasser und dazu ein niederschlagendes Pulver.

Bernhard lachte ihn aus, aber nicht ganz glaubwürdig heiter. Zu Ruth sagte er: „Es ist ein Gewitter in der Luft — ich wollte, es reinigte sich einmal gründlich.“ Davon hatte sie nicht das Mindeste gemerkt. Frau Doctor Schneller sprach an und fragte, ob er ihr nicht zu einem Porträt sitzen wolle. Es wäre doch für Rätchen ein hübsches Andenken an sein braunes Gesicht. Er wies sie fast unartig ab. Wahrscheinlich reise er schon morgen; es sei unverantwortlich, daß er so lange hier auf der Faubank liege. So gern er sich sonst mit der gescheidenten Frau unterhielt, stand er diesmal bald auf und ging in sein Zimmer.

Bernhard sperrte alle Fenster auf und lief unruhig hin und her, mitunter tief athmend, als wollte er sich die Brust befreien. Es schien doch nicht zu gelingen. Nach einer Weile nahm er hastig den Hut und verließ das Haus ohne sein Töchterchen, das er um diese Zeit zurückzubringen pflegte.

Als er bei Ellen eintrat, saß sie mit einem Buch am Fenster. Es war grade noch so hell, daß sie lesen konnte, wenn sie ganz in die Nische rückte. Sie warf einen forschenden Blick ins Zimmer. „Wo haben Sie Rätchen?“

„Rätchen —?“ Er schien jetzt erst an sie zu denken und schaute selbst um, als ob er die Kleine suchte. „Ja — Rätchen ist noch bei meiner Schwester. Verzeihen Sie —“

„Es hat hoffentlich keinen besonderen Grund?“

„Doch einen besonderen —“ Er lächelte vor sich hin.

„Es fehlt ihr doch nichts?“ fragte sie kaum ernstlich besorgt.

„Ach nein, nichts,“ antwortete er beruhigend. „Es fällt mir schon ein. Ich wollte, daß sie nicht zugegen sei bei dem, was ich . . . Ja, das war meine Absicht.“

Ellen trat an den kleinen Wandtisch, auf welchem die Lampe stand, und hob die Glocke ab. Er schritt auf sie zu und legte die Hand auf ihren Arm. „Ach nein, Fräulein Ellen,“ bat er, „stecken Sie kein Licht an. Ich wollte Ihnen etwas sagen, wobei es rund um mich herum gar nicht dunkel genug sein kann — ich wollte Ihnen etwas sagen, was man eigentlich nur im nächtlichen Traum einem Phantome der Phantasie sagen darf . . . Schon zu leiblich stehen Sie mir vor Augen, und es gehört Muth dazu —“

„So werde ich lieber verschwinden,“ versuchte sie zu scherzen, aber es klang etwas bekümmert.

„Ich könnte Sie nicht halten,“ antwortete er, „aber wenn Sie bedenken, daß es wahrscheinlich die letzten Worte sind, die ich an Sie richten darf — warum wollen Sie die nicht anhören? Sehen Sie, Fräulein Ellen, ich weiß, daß es ganz unvernünftig ist, zu sprechen, ich weiß, daß es gar keinen anderen Erfolg haben kann, als daß ich mich tief unglücklich mache — ich weiß, daß alles vorbei ist, wenn ich von hier gehe, und nicht einmal die freundliche Täuschung zurückbleibt, als sei nicht längst alles unwiderbringlich verloren. Das weiß ich, und doch — es zwingt mich, unsinnig zu handeln, mein Verderben heraufzubeschwören. Ellen — ich liebe Sie, ich habe Sie immer geliebt!“

Er sank vor ihr nieder und suchte zitternd ihre Hand. Er wiederholte immer die Worte: „Ich liebe Sie, Ellen, ich habe Sie immer geliebt,“ bis sie, da er die Lippen auf ihre Hand preßte, in einem undeutlichen Murmeln austönten.

Ellen stand da, den Kopf ein wenig in den Nacken zurückgelegt, die Augenbrauen gespannt, den Mund halb geöffnet, den Athem anhaltend — unbeweglich. „Bernhard,“ sagte sie ganz leise, „was thun Sie —?“ Es klang wie freudiger Schreck, nicht wie erzürnte Abweisung. Aber nun machte sie sich los und trat rasch zurück, als wollte sie entfliehen.

Er sprang auf und eilte ihr nach. „Der Augenblick gehört mir,“ rief er leidenschaftlich, „ich wage meine ganze Glückseligkeit an ihn! Nur einmal Dich an mein Herz drücken, Ellen — Deinen Mund küssen . . .“ Er umarmte sie und zog sie mit einer Gewalt an sich, als hätte er den heftigsten Widerstand zu besiegen; er suchte ihre Lippen und drückte feurige Küsse darauf, er preßte ihr Gesicht an seine stürmisch wogende Brust und streichelte wie besänftigend ihr Haar. „Fühlst Du, daß ich Dich liebe,“ zischelte er kaum verständlich, „fühlst Du's, daß ich Dir gehöre mit Leib und Seele — fühlst Du's, daß ich Dir's bekennen muß, und wär's mein Ende? . . .“

Er vernahm ein leises Schluchzen. Ellen wehrte ihm nicht. Wie aufgelöst lag sie in seinen Armen. „Aber ich liebe Dich ja noch immer, Bernhard,“ flüsterte sie, „noch immer und jetzt in Ewigkeit.“

Bernhard hörte die Worte wohl, schien sie aber nicht

zu verstehen. Allmählich erst, als Ellen an ihn gelehnt blieb und wie mit glücklichen Kinder Augen zu ihm aufschaute, wurden sie ihm begreiflich, und plötzlich jauchzte er auf und fragte wunderbar überrascht: „Ellen — Ellen? Du bist mein?“

Das stimmte sie heiter. „Nun willst Du wohl gar nicht einmal?“ sagte sie neckisch. „Aber ich halte Dich beim Wort. Du kannst mir nicht vorwerfen, daß ich Dir's auf die Zunge gelegt habe.“

Es war, als könnte er nur mühsam die Gedanken aus der Richtung abbringen, in der sie sich so lange und zuletzt wie einem Abgrund zutaumelnd bewegt hatten. Wenn er der kühne Würfler gewesen wäre, der alles auf einen Wurf gesetzt und das Glück, das er herausforderte, gezwungen hätte, es würde ihn nicht so betäubt haben. Er hoffte nichts, wagte nichts um einen großen Gewinn, folgte nur dem Zwange einer leidenschaftlichen Empfindung, für die es gar keine Vorschau gab. Und auf einmal war alles licht um ihn, und nicht niedergeschmettert lag er auf der steinigen Erde, sondern die Himmel öffneten sich ihm, und er schwebte aufwärts, das Weib, das ihn liebte, im Arm . . . Ein Schwindel ergriff ihn, seine Hände faßten Ellens Hände, sich daran zu halten. „Aber — was soll nun werden?“ stammelte er.

Sie verstand ihn. „Du bist mein, und ich bin Dein,“ sagte sie, ihm selig zulächelnd, „ich denke, vor der Zukunft darf uns nicht bangen.“

Dann trat sie zur Seite. „Nun aber erlaube, daß ich die Lampe anzünde, wir waren lange genug im Dunkeln.“

Was soll nun werden? Diese wunderliche Frage hatte doch auch eine praktische Bedeutung. Der Commerzienrath zeigte sich nicht sonderlich überrascht, als die Verlobten vor ihn hintraten, und sein Widerspruch war nicht mehr zu befürchten. Nur wollte er doch auch wissen, wie sie sich einzurichten gedächten, wenn Sie verheirathet wären. Er kam gleich auf den Vorschlag zurück, Bernhard solle in sein Geschäft eintreten und die Leitung der Werst übernehmen. Wolle er sich mit seinem und Ellens Vermögen betheiligen, so könne er sich ja auf eigenen Füßen stehend betrachten.

Dagegen ließ sich nun kaum von Bernhards Seite etwas einwenden. Ellen sein Haus in Dar-es-Saalam anzubieten, konnte ihm nicht in den Sinn kommen, und auch wenn er ihr ein stattlicheres und bequemereres baute, wäre es nicht zu verantworten gewesen, daß er sein geliebtes Weib den Gefahren des dortigen Klimas aussetzte. Und doch hing er an seiner Schöpfung und konnte sich's schwer vorstellen, daß so viel redliche Arbeit ihm nicht die erhofften Früchte tragen sollte. Sicher fand sich auch für einen solchen Besitz schwer ein genügend capitalkräftiger und sachverständiger Abnehmer, zumal von hier aus und bei einer gewissen Eile. Und jedenfalls mußten doch die Verhältnisse an Ort und Stelle so geregelt werden, daß eine Schätzung möglich wurde und eine Uebergabe erfolgen konnte. Darüber wurde viel hin- und hergesprochen, ohne daß es zu einer klaren Entscheidung kam.

„Höre, Liebster,“ sagte Ellen eines Tages, als er

ihr nicht ganz heiter schien, „ich weiß, was Dir im Sinne liegt. Ein für alle Mal also: Du bist an meines Vaters Anerbieten nicht gebunden. Willst Du Deinem Werke dort treu bleiben — ich gehe mit Dir. Wohin Du gehst, dahin gehe ich auch — bis an der Welt Ende.“

Bernhard umschloß und küßte sie. „Und höre auch von mir so ein Ein-für-alle-Mal,“ entgegnete er. „Läge mir meine kleine Schöpfung auch noch schwerer auf dem Herzen, meines Weibes und Kindes Heimath darf Dares-Salaam nicht werden. Ich hoffe, mein Baumann ist schon eingeschult genug, um auch noch länger einige Zeit das Geschäft leiten zu können, bis sich ein annehmbarer Käufer findet. Aber einmal, Liebste, muß ich selbst noch hin — sei's vor oder nach unserer Hochzeit. An die Trennung denke ich ungern, und meine Rückkehr will ich beeilen, so sehr ich kann; aber die Reise ist unvermeidlich. Wähle Du die Zeit.“

Ellen dachte eine kleine Weile nach, dann sagte sie: „Erst heirathen wir. Die Vorbereitungen werden sich beschleunigen lassen. Du darfst mir nicht so weit ausfliegen, bevor ich Dich fest am Bande habe.“

Er ward sehr zufrieden. Heimlich hatte er gehofft, sie werde so entscheiden, obgleich er sich den Abschied nachher fast noch schwerer vorstellte. Er war doch weiter hinausgeschoben!

Als dann der Hochzeitstag schon feststand, fragte sie ihn einmal: „Hast Du denn auch schon an unsere Hochzeitsreise gedacht?“

Das mußte er verneinen. „So bestelle nur bald

eine Kajüte für uns," fuhr sie fort. Er sah sie verwundert an. „Ja, ja — in einem großen schönen Schiff, das nicht sehr schaukelt.“

„Zur Hochzeitsreise?" fragte er ungläubig.

Ellen hing sich an seinen Hals und blickte mit den klugen Augen zu ihm auf, die jetzt recht schalkhaft blitzten. „Ja, zur Hochzeitsreise," wiederholte sie, „wir machen sie nach Ostafrika!“

E n d e.

Druck von W. Berg, Ballenstedt.





FRITZ GAHR Buchbinder
F. X. Beer Nachfolger
MÜNCHEN
Löwengrube 17.



Wichert, Ernst,

Vom alten Schlage Roman ; in drei Büchern

Bd.: 3

1898

P.o.germ. 1592 nl-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11869471-7